Das Westphälische Dampfboot.

Eine Monatsschrift.

Redigirt

von

Dr. Otto Lüning.

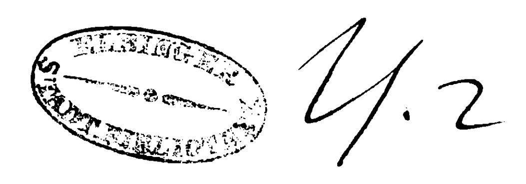
Zweiter Jahrgang.

Februar.

Preis pro Jahr 2 Thlr. 15 Sgr.

Bielefeld, 1846.

A. Helmich's Verlag. — Druck von J. D. Küster, Witwe.



Nachträgliches über die Lage der arbeitenden Klassen in England.

I. Ein englischer Turnout.

(Schluß.)

Vor diesem Daniel Maude, Esquire, dessen Bourgeoistugenden wir so eben geschildert haben, wurden also die widerspenstigen Arbeiter von Pauling & Henfrey geschleppt. Sie hatten aber der Vorsicht halber einen Advokaten mitgebracht. Zuerst kam der neuangekommene Arbeiter aus Staffordshire vor, der sich weigerte, da fortzuarbeiten, wo Andre zu ihrer Selbstvertheidigung die Arbeit eingestellt hatten. Die Herren Pauling & Henfrey hatten eine schriftliche Verpflichtung der von Staffordshire angekommenen Arbeiter in Händen *), die jetzt dem Friedensrichter vorgelegt wurde. Der Vertheidiger der Arbeiter warf ein, daß dies Übereinkommen an einem Sonntag unterzeichnet, also ungültig sei. Daniel Maude, Esq., gab mit vieler Würde zu, daß „Geschäftstransaktionen“, die an einem Sonntag vollzogen seien, nicht gültig seien; aber er könne nicht glauben, daß die Herren Pauling & Henfrey dies für eine „Geschäftstransaktion“ ansähen! Er erklärte also dem armen Teufel, ohne ihn lange zu fragen, ob er das Dokument für eine „Geschäftstransaktion“ „ansehe“, er müsse entweder fortarbeiten oder drei Monate sich auf der Tretmühle amüsiren. — O Salomon von Manchester! — Nachdem dieser Fall erledigt, brachten die Herren Pauling & Henfrey den zweiten Angeklagten vor. Dieser hieß Salmon und war einer der alten Arbeiter der Firma, die die Arbeit eingestellt hatten. Er war angeklagt, die neuen Arbeiter eingeschüchtert zu haben, um sie gleichfalls zum Feiern zu veranlassen. Der Zeuge — einer dieser Letzteren — sagte aus, Salmon habe ihn beim Arme gefaßt, und mit ihm gesprochen. Daniel Maude, Esq., frug, ob der Angeklagte vielleicht Drohungen gebraucht oder ihn geschlagen habe? — Nein! sagte der Zeuge. Daniel Maude, Esq., erfreut, eine Gelegenheit zu finden, seine Unparteilichkeit leuchten zu lassen, — nachdem er eben seine Pflichten gegen die Bourgeoisie erfüllt — erklärte, es liege Nichts vor, was den Angeklagten inkriminire. Er habe ein volles Recht auf der öffentlichen Chaussée spazieren zu gehen und mit andern Leuten zu sprechen, solange er keine einschüchternden Worte oder Handlungen sich zu Schulden kommen lasse, — er spreche ihn deßhalb frei. — Aber die

*) Dieser Kontrakt enthielt folgendes: der Arbeiter verpflichtete sich, sechs Monate für Pauling & Henfrey zu arbeiten und mit dem Lohn zufrieden zu sein, den sie ihm geben würden; daß aber Pauling & Henfrey nicht gebunden seien ihn 6 Monate zu behalten, sondern ihn jeden Augenblick mit wöchentlicher Kündigung entlassen könnten; und daß Pauling & Henfrey seine Reisekosten von Staffordshire nach Manchester zwar auslegen, sie aber aus seinem Lohne durch wöchentliche Abzüge von 2 Schill. (20 Sgr.) zurückhalten sollten! — Wie gefällt Euch dies schöne Stück von einem Kontrakt?

Herren Pauling & Henfrey hatten wenigstens das Vergnügen gehabt, gegen Erlegung der Gerichtskosten den 2c. Salmon eine Nacht in der Violine zubringen zu lassen — und das war schon etwas. Auch dauerte Salmon's Freude nicht lange. Denn, nachdem er Donnerstag den 31. October freigelassen war, stand er bereits Dienstag den 5. November wieder vor Daniel Maude, Esq., angeklagt, die Herren Pauling & Henfrey auf der Straße angefallen zu haben. An demselben Donnerstag, an dem Salmon freigesprochen worden war, kam eine Anzahl Schotten, die durch lügnerische Vorwände, die Zwistigkeiten seien am Ende, und Pauling & Henfrey könnten in ihrer Gegend nicht Arbeiter genug für ihre ausgedehnten Kontrakte finden u. s. w., nach Manchester gelockt waren, dort an. Am Freitag kamen mehrere schottische Schreiner, die seit längerer Zeit in Manchester arbeiteten, zu ihnen, um ihren Landsleuten die Ursache der Arbeitseinstellung zu erklären. Eine große Menge ihrer Handwerksgenossen — gegen 400 — versammelten sich um das Wirthshaus, wo die Schotten untergebracht waren. Man hielt sie dort aber als Gefangene und stellte einen Werkmeister als Schildwache vor die Thür. Nach einiger Zeit kamen die Herren Pauling & Henfrey, um ihre neuen Arbeiter in eigner Person zur Werkstatt zu geleiten. Als der Zug herauskam, sprachen die draußen Versammelten den Schotten zu, nicht gegen die Handwerksregeln von Manchester zu arbeiten und ihren Landsleuten keine Schande zu machen. Zwei der Schotten blieben wirklich etwas zurück, und Herr Pauling lief ihnen selbst nach, um sie vorwärts zu schleppen. Die Menge hielt sich ruhig, hinderte nur das zu rasche Gehen des Zuges und sprach den Leuten zu, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, wieder nach Hause zu gehen u. s. w., Herr Henfrey wurde endlich ärgerlich; er sah mehrere seiner alten Arbeiter, und unter Andern Salmon; um also dem Ding ein Ende zu machen, griff er diesen bei'm Arm; Herr Pauling ergriff ihn bei'm andern Arm, und Beide riefen aus Leibeskräften nach der Polizei. Der Polizeikommissär kam hinzu und fragte, welche Anklage gegen den Mann gemacht werde? worauf die beiden Associé's in großer Verlegenheit waren; aber, sagten sie — „wir kennen den Mann.“ O, sagte der Kommissär, das ist ja hinreichend, dann können wir ihn ja einstweilen gehen lassen. Die Herren Pauling & Henfrey, genöthigt, irgend eine Klage gegen Salmon vorzubringen, besannen sich mehrere Tage, bis sie endlich auf den Rath ihres Advokaten die obige Anklage einreichten. Als alle Zeugen gegen Salmon verhört worden waren, stand plötzlich für den Angeklagten W. P. Roberts, „der General-Anwalt der Grubenarbeiter“, der Schrecken aller Friedensrichter, auf und frug, ob er seine Zeugen noch bringen solle, da gar Nichts gegen Salmon vorgebracht sei? Daniel Maude, Esq., ließ ihn seine Zeugen verhören, die bewiesen, daß Salmon sich ruhig verhalten habe, bis Herr Henfrey ihn gefaßt habe. Als die Verhandlungen pro und contra beendigt waren, erklärte Daniel Maude, Esq., er wolle Sonnabend sein Urtheil geben. Die Anwesenheit des General-Anwalts Roberts bewog ihn offenbar, zweimal zu überlegen, ehe er einmal sprach.

Am Samstag brachten Pauling & Henfrey außer der bisherigen noch eine Kriminalanklage auf Verschwörung und Intimidation vor, gegen drei ihrer alten Arbeiter, Salmon, Scott und Mellor. Sie wollten dem Handwerksverein dadurch einen tödtlichen Streich versetzen, und um dem gefürchteten Roberts gegenüber sicher zu sein, ließen sie einen angesehenen

Juristen von London, Herrn Monk, kommen. Herr Monk brachte als Zeugen zuerst einen der neuengagirten Schotten, Gibson, vor, der auch schon vorigen Dienstag gegen Salmon als Zeuge gedient hatte. Er sagte aus, daß am Freitag den 1. November, als er und seine Genossen aus dem Wirthshaus gekommen seien, eine Menge Leute sie umringt, hier und da gestoßen und gezogen hätten und daß die drei Angeklagten unter der Menge gewesen seien. Jetzt fing Roberts an diesen Zeugen zu verhören, und confrontirte ihn mit einem andern Arbeiter und frug, ob er, Gibson, nicht gestern Abend diesem Arbeiter gesagt habe, er hätte vergangenen Dienstag bei seiner Zeugenaussage nicht gewußt, daß er eidlich verhört worden sei, und überhaupt nicht gewußt, was er im Gerichtshofe zu thun und zu sagen habe. Gibson antwortete: er kenne den Mann nicht, er sei gestern Abend mit zwei Leuten zusammen gewesen; aber da es dunkel gewesen, so könne er nicht sagen, ob dieser einer davon gewesen sei; auch sei es möglich, daß er etwas der Art gesagt habe, da die Eidesform in Schottland anders sei, als in England, er erinnere sich nicht genau. — Hier stand Herr Monk auf und behauptete, Herr Roberts habe nicht das Recht, dergleichen Fragen zu thun, worauf Herr Roberts erwiederte, dergleichen Einwürfe seien ganz am Ort, wenn man eine schlechte Sache zu vertreten habe, aber er habe das Recht, zu fragen, was er wolle, nicht nur, wo der Zeuge geboren sei, sondern auch, wo er sich seitdem jeden Tag aufgehalten und was er jeden Tag gegessen habe. Daniel Maude, Esq., bestätigte dies Recht des Herrn Roberts und gab ihm nur den väterlichen Rath, sich soviel wie möglich bei der Sache zu halten. Nachdem Herr Roberts nun noch den Zeugen hatte aussagen lassen, daß er erst am Tage nach dem Vorfall, der die Anklage begründete, also am zweiten November, wirklich angefangen habe, für Pauling & Henfrey zu arbeiten, entließ er ihn. Jetzt trat Herr Henfrey selbst als Zeuge auf und sagte dasselbe über den Vorfall aus, wie Gibson. Hierauf stellte ihm Herr Roberts die Frage: Suchen Sie nicht einen unbilligen Vortheil über Ihre Konkurrenten? Herr Monk machte wieder Einwendungen gegen diese Frage. Gut, sagte Roberts, ich will sie deutlicher stellen. Wissen Sie, Herr Henfrey, daß die Arbeitsstunden der Zimmerleute in Manchester durch gewisse Regeln bestimmt sind?

Herr Henfrey. Ich habe mit diesen Regeln Nichts zu thun, ich habe das Recht, meine eigenen Regeln zu machen.

Herr Roberts. Ganz recht. Auf Ihren Eid, Herr Henfrey, verlangen Sie nicht von Ihren Arbeitern eine längere Arbeitszeit, als die übrigen Bauunternehmer und Zimmermeister?

Herr Henfrey. Ja.

Herr Roberts. Wie viel Stunden ungefähr?

Herr Henfrey wußte es nicht genau, zog aber sein Taschenbuch hervor, um zu kalkuliren.

Daniel Maude, Esq. Sie brauchen es nicht lange zu berechnen, wenn Sie uns nur ungefähr sagen wollen, wieviel es beträgt.

Herr Henfrey. Nun, ungefähr eine Stunde Morgens und eine Stunde Abends während sechs Wochen vor der Zeit, wann gewöhnlich die Lichter angesteckt werden, und ebensoviel während sechs Wochen nach dem Tage, an dem man gewöhnlich aufhört, Licht anzuzünden.

Daniel Maude, Esq. Das sind also 72 Stunden vor Lichtanzünden

und 72 Stunden nachher, also 144 Stunden in zwölf Wochen, die jeder Ihrer Arbeiter mehr arbeiten muß?

Herr Henfrey. Ja.

Diese Ankündigung wurde vom Publikum mit starken Zeichen des Unwillens aufgenommen; Herr Monk sah wüthend auf Herrn Henfrey und Herr Henfrey confus auf seinen Juristen, und Herr Pauling zupfte Herrn Henfrey am Rockschooß — aber es war zu spät; Daniel Maude, Esq., der wohl sah, daß er heute wieder den Unparteiischen spielen müsse, hatte das Geständniß gehört und öffentlich gemacht.

Nachdem noch zwei unbedeutende Zeugen verhört worden waren, sagte Herr Monk, hiermit sei sein Beweis gegen die Angeklagten beendigt.

Daniel Maude, Esq., sagte nun, die klagende Partei habe keine Kriminaluntersuchung gegen die Angeklagten begründet, indem sie nicht bewiesen hätten, daß die bedrohten Schotten vor dem ersten November in Pauling & Henfrey's Dienst genommen seien, indem kein Miethvertrag oder keine Beschäftigung der Leute vor dem zweiten November bewiesen sei, während die Denunziation am ersten November deponirt worden sei; an diesem Tage waren also die Leute noch nicht in Pauling & Henfrey's Dienst, und die Angeklagten waren berechtigt, sie auf jede gesetzliche Weise davon abzuhalten, in Pauling & Henfrey's Dienste zu treten. — Herr Monk sagte hiergegen, die Kläger seien gemiethet gewesen von dem Augenblick an, wo sie Schottland verlassen und das Dampfschiff betreten hätten. Daniel Maude, Esq., bemerkte, allerdings habe man gesagt, daß ein solcher Miethvertrag gemacht worden sei, aber dies Document sei nicht eingereicht worden. Herr Monk erwiederte, dies Document liege in Schottland, und er bitte Herrn Maude, den Fall so lange stehen zu lassen, bis es herbeigebracht werden könne. Hier fiel Herr Roberts ein: dies sei ihm neu. Der Beweis für die Anklage sei für geschlossen erklärt und dennoch verlange Kläger, daß die Sache vertagt werden solle, um neue Beweisstücke einzubringen. Er bestehe darauf, daß man fortfahre. Daniel Maude, Esq., beschloß, beides sei überflüssig, da keine unterstützte Anklage vorliege — worauf die Angeklagten entlassen wurden. —

Inzwischen waren die Arbeiter auch nicht unthätig gewesen. Woche auf Woche hielten sie Versammlungen in der Zimmermannshalle oder der Sozialistenhalle, forderten die verschiedenen Handwerksvereine zu Unterstützungen auf, die reichlich kamen, hörten nicht auf, die Handlungsweise von Pauling & Henfrey überall bekannt zu machen, und schickten endlich Delegirte nach allen Richtungen, um überall, wo Pauling & Henfrey anwerben ließen, die Ursache dieser Werbungen unter ihren Handwerksgenossen bekannt zu machen und sie dadurch zu verhindern, in den Dienst dieser Firma zu treten. Bereits wenige Wochen nach dem Anfange des Feierns waren sieben Delegirte auf Reisen und Plakate an den Ecken aller bedeutenden Städte des Landes, die die arbeitslosen Zimmerleute vor Pauling & Henfrey warnten. Am 9. November statteten einige dieser zurückgekehrten Delegirten Bericht über ihre Sendung ab. Einer derselben, Namens Johnson, der in Schottland gewesen war, erzählte, wie der Abgesandte von Pauling & Henfrey dreißig Arbeiter in Edinburgh angeworben hatte; aber sobald sie von ihm den wahren Stand der Dinge gehört hatten, erklärten sie, daß sie lieber verhungern wollten, als unter solchen Umständen nach Manchester gehen. Ein zweiter

war in Liverpool gewesen und hatte die ankommenden Dampfschiffe beaufsichtigt; aber kein einziger Mann war angekommen und so hatte er Nichts zu thun vorgefunden. Ein Dritter hatte Cheshire bereist, aber wohin er kam, fand er Nichts mehr zu thun, denn der Northern Star, das Journal der Arbeiter, hatte überall den wahren Stand der Sache verbreitet und den Leuten alle Lust benommen, nach Manchester zu gehen; ja in einer Stadt, in Macclesfield, hatten die Zimmerleute bereits eine Contribution zur Unterstützung der Feiernden erhoben und versprochen, ihm im Nothfalle einen Schilling per Mann noch nachträglich beizusteuern. An anderen Orten bewog er die Handwerksgenossen, solche Contributionen auszuschreiben.

Um noch einmal den Herren Pauling & Henfrey Gelegenheit zu geben, sich mit den Arbeitern zu verständigen, versammelten sich Montag den 18. November sämmtliche beim Bauen betheiligte Handwerke in der Zimmermannshalle, ernannten eine Deputation, die diesen Herren eine Adresse überbringen sollte, und zogen in Prozession, mit Fahnen und Emblemen, nach dem Lokale von Pauling & Henfrey. Zuerst die Deputation, ihr folgte das Comité zur Organisation der Arbeitseinstellung — dann kamen die Zimmerleute — die Ziegel-Former und -Bäcker — die Tagelöhner — die Maurer — die Holzsäger — die Glaser — die Plisterer — die Anstreicher — ein Trupp Musikanten — die Steinhauer — die Möbelschreiner. Sie passirten vor dem Hotel ihres General-Anwalts Roberts und grüßten ihn im Vorbeigehen mit lauten Hurrahs. Angekommen vor dem Lokal, trat die Deputation vor, während die Menge weiter zog, um sich in Stevensons Square zu einer öffentlichen Versammlung zu formiren. Die Deputation wurde von der Polizei empfangen, die ihre Namen und Adressen abforderte, ehe sie sie weiter ziehen ließ. Im Comptoir angekommen, erklärten ihnen die Associé's Herren Sharps & Pauling, sie würden keine geschriebene Adresse von einer bloß der Einschüchterung halber zusammengebrachten Masse empfangen. Diesen Zweck läugnete die Deputation, da die Prozession nicht einmal Halt gemacht habe, sondern gleich weiter gezogen sei. Während indeß diese, fünf tausend Mitglieder zählende, Prozession weiter zog, wurde die Deputation endlich empfangen, und in Gegenwart der Chefs der Polizei, eines Offiziers und dreier Zeitungs-Berichterstatter in ein Zimmer geführt. Herr Sharps, Associé von Pauling & Henfrey, usurpirte den Präsidentenstuhl mit der Bemerkung, die Deputation möge sich in Acht nehmen mit dem was sie sage, da Alles gehörig protokollirt und nach Umständen gerichtlich gegen sie gebraucht werden würde. — Man fing jetzt an sie zu fragen, worüber sie klagten u. s. w.; man sagte, man wolle den Leuten Arbeit geben, nach den Regeln, die in Manchester üblich seien. Die Deputation frug, ob die in Staffordshire und Schottland aufgegabelten Leute nach den Bestimmungen des Handwerks in Manchester arbeiteten? — Nein, war die Antwort, mit diesen Leuten haben wir eine besondre Übereinkunft. — Also Eure Leute sollen wieder Arbeit bekommen und zwar unter den üblichen Bedingungen? — O, wir unterhandeln mit keiner Deputation, aber laßt die Leute nur kommen, so sollen sie erfahren, zu welchen Bedingungen wir ihnen Arbeit geben wollen. — Herr Sharps fügte hinzu, alle Firmen, in denen sein Name sei, haben sich stets gut gegen die Arbeiter benommen und den höchsten Lohn bezahlt. Die Deputation antwortete, daß wenn er in der Firma Pauling, Henfrey & Co. betheiligt sei, wie sie gehört habe, diese Firma den besten Interessen der

Arbeiter heftig opponirt habe. — Ein Ziegelbrenner, Mitglied der Deputation, wurde gefragt, worüber sein Handwerk denn zu klagen habe. — O, über Nichts gerade jetzt, aber wir haben genug gehabt.*) — O, habt Ihr genug gehabt, habt Ihr? antwortete grinsend Herr Pauling und nahm Gelegenheit, eine lange Vorlesung über Handwerksvereine, Arbeitseinstellungen u. s. w. zu halten, und über das Elend, worin sie den Arbeiter brächten, — worauf einer der Deputation bemerkte, sie seien keineswegs gesonnen, sich ihre Rechte Stück für Stück nehmen zu lassen und z. B. wie es jetzt verlangt werde, 144 Stunden jährlich umsonst zu arbeiten. — Herr Sharps bemerkte, daß der Verlust, den die Theilnehmer der Prozession dadurch hätten, daß sie an dem Tage nicht arbeiteten, wie die Kosten des Feierns, der Verlust der Feiernden an Lohn rc. auch zu rechnen sei. — Einer der Deputation: Das geht Niemanden an als uns selbst, und wir werden Euch nicht bitten, aus Eurer Tasche einen Heller dazu beizutragen. Darauf zog die Deputation ab, stattete den versammelten Handwerkern in der Zimmermannshalle Bericht ab, wobei bekannt wurde, daß nicht nur sämmtliche Arbeiter, die für Pauling & Henfrey in der Umgegend arbeiteten (die nicht Zimmerleute waren, also die Arbeit nicht eingestellt hatten) gekommen waren, um an der Prozession Theil zu nehmen, sondern auch heute Morgen mehrere der neu importirten Schotten die Arbeit niedergelegt hatten. Auch zeigte ein Anstreicher an, daß Pauling & Henfrey an ihr Handwerk dieselben unbilligen Forderungen gestellt hatten, wie an die Schreiner, daß sie aber ebenfalls gesonnen seien, Widerstand zu leisten. Es wurde beschlossen, um die Sache zu vereinfachen und den Kampf zu verkürzen, sollten sämmtliche Bauhandwerker der Firma Pauling & Henfrey die Arbeit einstellen. Dies geschah. Den nächsten Sonnabend hörten die Anstreicher und Montags die Glaser auf zu arbeiten, und an dem neuen Theater, für dessen Erbauung Pauling & Henfrey contrahirt hatten, arbeiteten statt 200 Leuten nach wenig Tagen nur noch zwei Maurer und vier Tagelöhner. Auch von den neuen Ankömmlingen stellten mehrere die Arbeit ein.

Pauling, Henfrey & Co. schäumten. Als wieder drei der neuen Ankömmlinge zu feiern anfingen, wurden sie Freitag den 22. November vor Daniel Maude, Esq., geschleppt. Die früheren Schlappen hatten Nichts geholfen. Zuerst kam ein gewisser Read vor, des Kontraktbruches angeklagt; man legte einen Kontrakt vor, den der Angeklagte in Derby unterzeichnet hatte. Roberts, der wieder an seinem Platze war, bemerkte gleich, daß zwischen dem Kontrakt und der Anklage nicht die geringste Verwandtschaft bestehe, sie seien zwei ganz verschiedne Dinge. Daniel Maude, Esq., sah dies gleich ein, da der fürchterliche Roberts es gesagt hatte, aber er hatte sich lange vergebens zu plagen, um es dem Sachwalter der Gegenpartei begreiflich zu machen. Endlich bat dieser sich Erlaubniß aus, dies zu ändern, und kam nach einiger Zeit mit einer Anklage wieder, die noch viel schlechter war, als die erste. Als er sah, daß dies auch nicht zog, bat er um weiteren Aufschub, und Daniel Maude, Esq., erlaubte ihm, sich bis Freitag den 30. November zu besinnen; also eine ganze Woche. Ob er dann durchkam, finde ich nicht verzeichnet, da mir hier gerade die eine Nummer in der Zeitungsserie fehlt, die den Entscheid enthalten muß. Roberts indeß ging jetzt in die Offensive über und ließ mehrere der angeworbenen Arbeiter,

*) Vergl. oben — das blutige Gefecht auf Pauling & Henfrey's Ziegelbrennerei.

sowie einen Werkmeister von Pauling & Henfrey vorladen, weil sie in das Haus eines der Feiernden gedrungen waren und seine Frau gemißhandelt hatten; in zwei andern Fällen waren einige der feiernden Arbeiter angegriffen worden. Daniel Maude, Esq., mußte die Angeklagten, zu seinem Leidwesen, sämmtlich verurtheilen, aber er behandelte sie möglichst gelind und ließ sie nur Caution für künftiges gutes Betragen geben.

Endlich, in den letzten Tagen des Dezember, gelang es den Herren Pauling, Henfrey & **Co.**, gegen zwei ihrer Gegner, ebenfalls wegen Mißhandlung eines ihrer Arbeiter, ein Urtheil zu erwirken. Diesmal war aber das Gericht nicht so gelinde. Es verurtheilte sie ohne Weiteres zu einem Monat Gefängniß und zur Caution für gutes Betragen nach dieser Zeit.

Von jetzt an werden die Nachrichten über den Strike spärlich. Am 18. Januar war er noch in vollem Gange. Spätere Berichte habe ich nicht gefunden. Wahrscheinlich ist er abgelaufen wie die meisten andern; Pauling, Henfrey & **Co.** werden sich im Laufe der Zeit eine hinreichende Anzahl Arbeiter aus entlegenen Gegenden und aus einzelnen Überläufern der Gegner verschafft, die Masse der Gegner wird nach längerem oder kürzerem Feiern und damit verknüpftem Elend — wofür sie das Bewußtsein tröstet, sich Nichts vergeben und den Lohn ihrer Genossen aufrecht erhalten zu haben — anderswo ein Unterkommen gefunden haben; und was die streitigen Punkte betrifft, so werden Pauling, Henfrey & **Co.** gefunden haben, daß diese sich so streng nicht durchsetzen lassen, da auch für sie der Strike mit vielem Verlust verknüpft war — und die übrigen Unternehmer werden, nach einem so heftigen Kampfe, nicht daran denken, die alten Regeln des Zimmerhandwerks sobald zu ändern.

Brüssel. **F. Engels.**

Geld und Geist. Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volkskraft. Von Dr. Heinrich Bettziech (Beta). Berlin 1845.

Es liegt uns hier ein wunderbares Gemisch von Wahrem und Falschem, von Sinn und Unsinn vor, ein neuer Beweis, zu welchen Absurditäten selbst diejenigen geführt werden müssen, welche sich mit E r n s t an der Lösung der Zeitfragen betheiligen, welche sich nicht scheuen, den Schleier zu lüften, mit dem so Mancher unsere gesellschaftlichen Mißstände dem Auge des Beschauers entziehen möchte, wenn sie den wahren Grund dieser Mißstände nicht erkannt haben und nur gegen Äußerlichkeiten zu Felde ziehen, die Symptome für die Krankheit nehmen. Daß es dem Verfasser Ernst ist um die Verbesserung der Gesellschaft, wird uns gewiß Jeder zugeben, der das Buch nur flüchtig durcheilt hat, ein näheres Eingehen darauf scheint uns deshalb nicht überflüssig. Mit den neuen Theorien findet er sich zwar mit einer kurzen Phrase (S. 16) ab: „Das tausendköpfige Ungeheuer des Kommunismus, das sich vom Hunger und Angstschweiße der Arbeiter und gezwungener Müßiggänger nährt, streckt seine riesigen Glieder und Zungen auch in Deutschland umher, und wo Polizei und Criminaljustiz einen Kopf abgeschlagen, wachsen hundert neue, welche mit neuer Wolfsgier zehren und schlingen“. Wir glauben aber, man muß dieses eher seiner, freilich nicht

zu rechtfertigenden Unbekanntschaft mit dem Kommunismus zu gute halten, als daß man die Absicht zu verdächtigen darin sehen dürfte, wofür auch schon das spricht, daß er an einer anderen Stelle „kommunistische, St. Simonistische, Fourieristische, Ikarische und Arkadische Erlösungstheorien" in einen Topf zusammenrührt, um sie gemeinschaftlich über Bord zu werfen.

In dem ersten Kapitel, „Autokratie des Geldes," finden wir treffliche und wahre Schilderungen unserer heutigen Zustände, aber auch schon hier zeigt uns der Verfasser, was wir von seinen Verbesserungsvorschlägen erwarten dürfen. „Die Herrschaft des Geldes, heißt es S. 1 u. s. f., ist die ausgebreitetste, absolutetste, despotischste aller je dagewesenen Verknechtungen der Menschheit. Die Despotie des Geldes drängt den wahren, allmächtigen Gott vom Throne, bedingt die Throne der Kaiser, Könige und Fürsten, untergräbt alle Moral, Sittlichkeit und Menschenliebe, fesselt und knechtet die heiligsten Triebe des Herzens, drückt die freiesten Regungen und Bewegungen des Menschengeistes, Wissenschaft, Kunst, Poesie in seine Zwecke herab, und zerfleischt und zernagt alle Bande der Menschheit . . . . . die Liebe — nach unseren Poeten (auch nach Anderen) das heiligste und mächtigste Band — schließt keine Ehe mehr, wenn nicht das Geld ihr vorher Segen und Geltung gegeben. Die Despotie des Geldes hat sich die ganze Menschheit unterworfen. Ohne Geld ist kaum noch ein Trunk Wasser zu haben. Die Despotie des Geldes hat alle moralischen, gesellschaftlichen, geistigen und materiellen Kräfte an ihre Zwecke gefesselt. Das Geld macht den, der es hat, zum Unmenschen, noch mehr den, der es nicht hat. Und die Reichen und Armen stehen sich nun, Beide mit den raffinirtesten Waffen der Bosheit gerüstet, als feindliche Heere gegenüber, den fürchterlichsten und grausamsten Welt- und Bürgerkrieg zu beginnen, wenn nicht die Weltherrschaft des Geldes entthront wird. — Das ist's, was unabweisbar geschehen muß, Entthronung des Geldes, des Rothschildismus, des fürchterlichsten Fetischismus. — Aber wie? Darauf kommt Alles an." Ja wohl, kommt darauf Alles an. —

Weiter heißt es (S. 5): „Das Geld ist Selbstzweck geworden, Autokrat aller Industrie, alles Handels und Wandels. Man nennt diesen Polyp in allen Herzkammern civilisirter, industrieller Staaten: Speculation. Diese besteht wesentlich darin, daß man Geld erwirbt, mit Gelde handelt, um noch mehr Geld zu erwerben. „„Ich hab's nur, damit ich's habe,"" wie der Rabe. Dieser furchtbare, sociale Polyp bekümmert sich nur um Arbeit und Lohn, insofern er es aussaugen kann, um Geld daraus zu schlagen. Er sitzt zwischen den Herzkammern, wo er allem materiellen Lebensblute der Völker auflauert, um es anzuhalten und auszubeuten. Dadurch entstehen Stockungen im Blutumlaufe, die auf der einen Seite mit Schlagflüssen wegen des zu großen Andranges, auf der anderen Seite mit Schwindsucht und Auszehrung drohen." — (S. 6.) „Jener krankhafte, fieberische, geldtolle Zustand besteht eigentlich darin, daß die Weltherrschaft des Geldes das Bestehen und Gedeihen aller geistigen, sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Lebensformen, alle materielle Interessen durch Unterjochung und Abhängigkeit von ihr überhaupt fraglich gemacht hat, so daß der Geist sich gegen das Geld zu erheben droht, um einen Vernichtungskrieg gegen Alles zu führen, was Geld und Besitz, was das tyrannische Kapital als Zweck seiner selbst gestaltet hat und geschaffen. Jeder Mensch trägt diese Fieber-

krankheit in sich und hat alles Behagen des Lebens, „„die süße Gewohnheit des Daseins““ verloren; Jeder hat den sittlichen Schwerpunkt seines Lebens und Strebens außer sich und ist deshalb selbst „„außer sich,““ da sich Jeder damit abquält, die materielle Existenz gegen Stöße und meuchlerische Anfälle von allen Seiten zu erhalten. Von diesem Kampfe ist selbst der Reichste nicht ausgeschlossen, denn das fiebrisch pulsirende Geld, getrieben und gehetzt von den finanziellen Stichen und Stößen und Wunden der Börse und der „„freien Concurrenz““ kann morgen den Millionair durch einen Doppelmillionair, durch eine meuchlerische Bande der Speculation, dieser erbarmungslosen Miethlingstruppen der Geld-Autokraten, zum Bettler machen.“ — S. 7 und 8 führt uns der Verfasser „die Hauptformen des allgemeinen Ausbeutungssystems der Speculation“ in allgemeinen Bildern (der Schrift des Kaufmanns Stilch, „die schlechte Zeit oder Geld, Speculation und Arbeit“ entnommen) vor Augen, wovon wir hier nur die beiden letzten mittheilen wollen: „Zweites Bild: „„Eine unabsehbare Menge großer und kleiner Feudalburgen, wo der müßige Calcul durch den Mißbrauch der Nothwendigkeit zu existiren, die Arbeit gefangen hält und sie zwingt, ihre Kräfte in seinem Interesse zu vergeuden, um sich trotz der Concurrenz — dem gegenseitigen Sichüberbieten in diesem Ausbeutungsverfahren — des Plus zwischen Ertrag und Kosten zu vergewissern.““ — „Drittes Bild: „„Zahllose Waarenlager, strotzend von Fülle und Überfluß an Allem, was Übersättigtheit reizen, die Nothdurft befriedigen kann. Aus tausend und aber tausend Fächern schimmern uns die in Putz- und Schmucksachen verwandelten Mühen thätiger Menschen entgegen. Hier schmückt sich die fashionable Welt mit den billigen Seufzern des Greises, mit dem Angstschweißtropfen des in rohem Blödsinn verkommenen Kindes. Und draußen vor den Thüren und Fenstern stehen die in todten Mechanismus an Seel und Leib verkümmerten Schöpfer dieser Güter des Lebens — in stumpfsinnigem Hinbrüten über das Problem: für den Lohn nicht den zehnten Theil ihrer eigenen Arbeit zurückkaufen zu können.““

Beta nennt den Zustand der Concurrenz (S. 9) einen „anarchischen Kriegszustand, in welchem sich jede industrielle Existenz mit der ihr verwandten in einem fortwährenden Zweikampfe auf Leben und Tod befindet, und in welchem nun die mächtigere Masse des Geldes, mit rücksichtsloser List geführt, über Sein und Nichtsein allein entscheidet, als nothwendige Form aller Industrie erhalten und zu immer zerstörenderer Macht ausgebildet wird, so daß sie endlich über den Leichen der Concurrenten zum Monopol, zum vollendetsten Raubritterthum der Industrie führen muß. Dieses moderne finanzielle Faustrecht ist wegen seines, hinter der Maske productiver Betriebsamkeit verkappten meuchlerischen Charakters nicht nur viel gefährlicher, als das materielle Faustrecht, sondern auch bis in das Unberechenbarste grausamer, indem es sich von diesem nur dadurch unterscheidet, daß es an die Stelle des acuten Todes — dem Ende aller Leiden — den chronischen Hungertod setzt und also, statt das Leben zu nehmen, es in ein fortgesetztes Bewußtsein von Schmerzgefühl, sklavischer Abhängigkeit von der fatalistischen Macht des Geldes und allem nothwendigen Gefolge von Hunger, Verzweiflung und Entsittlichung verwandelt.“

Sollte man es nach diesen Mittheilungen für möglich halten, daß derselbe Mann, welcher sich so über die verderbliche Macht des Geldes ausspricht,

welcher es so sehr einsieht, wie dasselbe von seiner Bedeutung, die es als Tauschmittel hatte, bis zur Weltherrschaft gelangt ist, daß derselbe Mann die Vernichtung dieser Weltherrschaft für möglich hält ohne die Vernichtung des Geldes selbst? — Doch nein, wir irren uns, das „wie" der Entwickelung hat er nicht eingesehen, kann er nicht eingesehen haben, er sieht die Weltherrschaft des Geldes, aber nicht ihre geschichtliche Nothwendigkeit, sonst könnte er dasselbe nicht wieder „in sein Recht und wahrhaft segensreiche Bedeutung und Wirksamkeit herabsetzen wollen." Was ist denn sein „Recht," seine segensreiche Bedeutung und Wirksamkeit? Wir kennen sie nicht. — Das Geld war und ist nothwendig, so lange wir Menschen uns noch getrennt und feindselig einander gegenüberstehen, es bildet die Verbindung zwischen uns und zugleich das Mittel zu unserer Unterjochung. Es konnte erst zu seiner wahren Bedeutung und Macht gelangen, nachdem jede alte Verbindung und Abhängigkeit, wie wir sie zuletzt im Korporations- und Feudalwesen des Mittelalters hatten, aufgelös't war, nachdem die Menschen für selbstständig und unabhängig erklärt waren, um dann einzusehen, daß, allein hingestellt, von einander getrennt, sie die schwächsten und beklagenswerthesten Geschöpfe dieser Erde seien. Zu diesem mittelalterlichen Raubritterthum und seiner Leibeigenschaft oder noch weiter zur alten Sklaverei kann uns der Verfasser doch unmöglich führen wollen; wohin also? Rück- oder vorwärts muß es doch nun einmal gehen. Rückwärts sind die Aussichten nicht lockend, also vorwärts! Und da sind nur zwei Wege; entweder wir beharren bei dem jetzigen System, welches „endlich über den Leichen der Concurrenten zum Monopol, zum vollendetsten Raubritterthum der Industrie führen muß," oder wir vereinigen uns freiwillig, reichen uns als Brüder die Hände, statt uns als Feinde zu bekämpfen, und helfen und unterstützen uns gegenseitig, uns das Leben so angenehm und genußreich zu machen, als möglich, statt es uns wie jetzt nur zu verbittern. Dann bedürfen wir aber der Brücke des Geldes nicht mehr, um mit einander in Verkehr zu treten, dann stehen wir uns zu nahe, als daß dieser gefährlichste Feind unseres Glücks, unserer Ruhe noch Platz zwischen uns finden sollte, er sinkt selbst in sein Nichts zurück.

Von einer derartigen Assoziation hat der Verfasser keinen Begriff, er kennt nur eine Assoziation von Egoisten, nicht von Menschen, nach ihm ist eine Assoziation „die Vereinigung aller Derer, welche dasselbe Geschäft, dieselbe Arbeitsart treiben, zu gegenseitigem Schutz und Trutz," oder besser gesagt, zur bequemeren Ausbeutung Anderer. Ja selbst der Mensch ist ihm noch ein unbekanntes Wesen geblieben, zum Vermögen des Menschen würde er nicht außer seiner geistigen und physischen Arbeitskraft noch Stoffe, Waaren oder Geld rechnen, vom Menschen, der natürlich nur in menschlicher Gesellschaft denkbar ist, könnte er nicht sagen: „Leben, „„bestehen"" kann Jeder nur, wenn das von ihm geschaffene Produkt, falls er sich dessen entäußert und damit einen Theil seiner Selbst auf den Anderen überträgt, dieser Andere ihm Kraft und Zeit, die er in das Product verarbeitet hat, vergütet durch ein anderes Product oder durch das Mittel, seinen Verlust an Kraft und Zeit sich selber zu ersetzen, durch Geld." Was hat mein Magen z. B. mit der Kraft und Zeit zu thun, die ich auf die Fabrikation eines Holzschuhes verwende? Er will befriedigt sein; ist er nun zufällig größer, als der anderer Leute, so reichen die Lebensmittel, die ich für den

Holzschuh empfange, hierfür vielleicht nicht aus; ist er kleiner, so habe ich Überfluß und entziehe dadurch einem Anderen etwas. Wie ich aber „einen Theil meiner Selbst auf den Anderen übertrage," indem ich ihm den Holzschuh verabfolge, sehe ich nicht ein; von meiner Kraft wird gewiß nichts darin hängen geblieben sein, die ist durch die Übung nur vielleicht noch stärker geworden. Und wer soll denn nun am Ende die Zeit und Kraft abschätzen, die ich verbraucht habe, da der Eine ja oft in einer Stunde dasselbe zu Stande bringt, was der Andere in zweien? Heut zu Tage nimmt Jeder für sein Product, was er bekommen kann, und jeder Käufer zahlt so wenig, als er gezwungen ist zu zahlen, und so wird es auch wohl bleiben, so lange unsere Gesellschaft aus Egoisten statt aus Menschen besteht. In diese Gesellschaft aber eine Ordnung hineinpfropfen zu wollen, ohne den sie bedingenden Egoismus zu zerstören, führt nothwendig zu solchen Absurditäten des Verfassers.

Daß Arbeit und Lohn für denselben getrennt bleiben müssen, wird Jedem nach dem Vorhergehenden wohl klar sein. „Arbeit und Lohn," sagt er S. 3 (daß er dieselben mit Production und Consumtion, die auch sonst Ernähr und Verzehr bei ihm heißen, für gleichbedeutend hält, darauf wollen wir hier weiter nicht eingehen; solche Begriffsverwirrungen kommen bei seiner Sucht, Fremdwörter zu vermeiden, häufiger vor), also „Arbeit und Lohn" sind die beiden gesellschaftlichen Lebenselemente. Sie bilden die beiden Herzkammern Jeder gesunden Lebensform, jedes thätigen Organismus, mag er nun ein einzelner Mensch, eine Handwerkstätte, ein Atelier, ein Studirzimmer, eine Innung, eine Assoziation, Corporation, ein ganzer Staat oder die Verbindung vieler Staaten sein. Arbeit und Lohn sind die beiden Herzkammern alles Lebens." Abgesehen davon, daß es reiner Unsinn ist, Arbeit und Lohn den thätigen Organismus eines einzelnen Menschen bilden zu lassen, sie die Herzkammern alles Lebens zu nennen, beweist uns auch dieses Zitat wieder deutlich genug, daß sich die Vorstellungen des Verfassers noch gar nicht über unsere egoistische Gesellschaft erhoben haben. — Leben heißt sich bethätigen, seine geistigen und körperlichen Kräfte gebrauchen. Hierin besteht aber auch allein die Arbeit, Arbeiten und Leben sind Begriffe, die bei vernünftigen gesellschaftlichen Einrichtungen ganz zusammenfallen. Die Arbeit ist etwas dem Menschen natürliches, für ihn nothwendiges, wie das der Verfasser auch an einer anderen Stelle (S. 57) selbst anerkennt, wo es heißt: „Die Arbeit, der Fleiß ist die nothwendige Bewegung alles Lebenden um seiner selbst willen, die Arbeit ist Selbstzweck, Selbstbethätigung." Ja, er geht noch weiter, S. 58 heißt es: „Erst durch die unfreien Gestaltungen der menschlichen Verhältnisse zu einander treten die beiden Grundbedingungen alles Lebens und aller Freiheit — Arbeit und Lohn — auseinander, indem sich Vermittelungskräfte anderer freier Individuen dazwischenschieben." Aber darin liegt's gerade, daß der Verfasser die unfreien Gestaltungen für nothwendig hält, natürlich, weil seine Egoisten nur mit Zwang davon abgehalten werden können, sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Dadurch aber, daß Arbeit und Lohn von einander getrennt werden, dieser jener gegenübergestellt, und jene als ein Mittel zum Erwerbe herabgewürdigt wird, wird sie eine unfreiwillige, erzwungene, kann sie nicht mehr als eine natürliche Lebensthätigkeit des Menschen betrachtet werden.

Die Ansicht, daß Arbeit und Lohn von einander getrennt bleiben müssen,

ist auch noch sehr allgemein unter denen verbreitet, welche eine bessere Gestaltung unserer Gesellschaft anstreben, und es werden gewöhnlich zwei Gründe dafür angeführt: Entweder glauben die Anhänger dieser Ansicht, daß der Mensch ohne Lohn nicht arbeiten oder wenigstens nicht alle für die Gesellschaft nothwendigen Arbeiten verrichten würde, oder sie wollen für den, welcher mehr schafft, als ein Anderer, auch größere Ansprüche auf Genuß in Anspruch nehmen. Daß die Menschen überhaupt arbeiten werden und müssen, haben wir schon oben ausgesprochen; der nothwendigen und dabei unangenehmen Arbeiten werden aber bei der jetzigen Ausbildung unserer Maschinen, bei der Menge von Arbeitskräften, welche nach dem Wegfallen so vieler unnützen Arbeiten, welche jetzt verrichtet werden müssen, da sind, nur sehr wenige bleiben. In diese werden sich die Menschen, wenn sie nicht mehr feindlich einander gegenüberstehen, viel lieber brüderlich theilen, als daß sie dieselben Einzelnen aufbürden. Spricht man aber denen, welche vermöge ihrer entwickelteren Fähigkeiten und Kräfte mehr als Andere zu leisten vermögen, einen größeren Anspruch auf Genuß zu, so erkennt man dadurch das Recht des Stärkeren an, welches das Bestehen einer vernünftigen Gesellschaft durchaus unmöglich macht, welches dem Prinzip der Liebe und Gegenseitigkeit geradezu widerspricht.

Wir sind durch Vorstehendes schon wohl hinlänglich mit den Ansichten des Verfassers bekannt geworden, um wissen zu können, was wir von seinen weiteren Auseinandersetzungen, seinen Vorschlägen und Mitteln zu erwarten haben. Legen wir ihn desungeachtet noch nicht bei Seite, so geschieht es nur deshalb nicht, weil wir noch hin und wieder trefflichen Schilderungen begegnen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, und auf manche Einrichtungen stoßen, welche auch von Anderen als Mittel zur Beseitigung der gesellschaftlichen Übelstände angegeben werden, und deren Würdigung hier gewiß nicht an der unrechten Stelle ist.

In dem zweiten Kapitel, „die freie Concurrenz“, gibt der Verfasser hauptsächlich nur eine Schilderung der Zustände, welche ihre jetzige Ausbildung gerade durch sie erlangt haben. „Freie Concurrenz, ruft er aus. Wenn das nur einen Sinn hätte! Ist es eine Bethätigung der Freiheit, wenn ich mir die Freiheit nehme, den Ersten Besten, der mich in meinen Plänen behindert, todtzuschlagen? Nein! Zu beweisen brauch' ich's wohl nicht. Aber es soll Freiheit sein, wenn ein Arbeiter den anderen zum Hungertode verdammt, daß er hingeht zum Arbeitsherrn und sagt, ich will Das und Das um ein paar Groschen billiger machen. Der Erstere macht's nun, um nicht fortgejagt zu werden, auch so billig oder noch billiger, aber er bekommt nicht so viel, um sich, Frau und Kind nur mit Brod und Wohnung zu versorgen. Der Andere liegt in Schlafstelle, hat weder Frau noch Kind und kömmt deshalb wohl zur Noth damit aus, wobei Ersterer mit Weib und Kind an den Bettelstab kommen, also ein Verbrecher werden muß, denn das Betteln ist nach unseren Gesetzen vom 6. Januar 1843 ein Verbrechen. Die freie Concurrenz, wie sie jetzt ausgeübt wird, ist das Gegentheil aller Freiheit für den Arbeiter, wie für den Arbeitsgeber.“ — Wie sie jetzt ausgeübt wird! Kann sie denn, um freie Concurrenz zu bleiben, anders ausgeübt werden, wie jetzt? Der Begriff, den sich der Verfasser selbst von der Freiheit macht, ist so unklar und verworren, daß es den Anschein gewinnt, als fehle ihm überhaupt ein wirk-

licher Begriff davon. Was soll es z. B. heißen: „Die Freiheit ist nur in geistigen, in Gedankendingen möglich, in den Dingen, die nicht durch Raum und Zeit bestimmt und begrenzt sind ..... Die materiellen Dinge können nur frei sein, insofern sie sich der Freiheit des Geistes unterwerfen und dessen Vernunft, Recht und Sittlichkeit in sich aufnehmen und verwirklichen." Das Denken eines Menschen findet ebensowohl eine Schranke, wie die Materie, die erste liegt schon in der Denkfähigkeit eines Jeden. Freiheit kann nach unserer Ansicht nur in einer naturgemäßen Entwickelung und Bethätigung bestehen; trennt man Geist und Materie von einander, die in der Wirklichkeit untrennbar sind, so kann von einer Freiheit der Materie überhaupt nicht die Rede sein, weil diese denn nur als ein todtes Ding erscheint. Der Mensch ist frei, wenn er seine Neigungen und Bedürfnisse ungehindert befriedigen kann. Diese Freiheit bedarf beim vernünftigen Menschen keiner Schranken; haben wir erst den Egoismus von uns abgeschüttelt, uns brüderlich die Hand gereicht, dann wird an einen Eingriff in die Freiheit eines Anderen nicht mehr zu denken sein.

„Die Concurrenz macht keine wohlfeilen Preise, heißt es an einer anderen Stelle, sondern eine stets schwindelige Ebbe und Fluth derselben zwischen natürlichen, d. h. nach den Erzeugungskosten berechneten und den laufenden Marktpreisen, welche durch Nachfrage und Conjunctur und tausenderlei Zufälligkeiten bestimmt werden." — Es ist schade, daß uns der Verfasser nicht näher angibt, wie er den „natürlichen" oder „rechtlichen" Preis eines Productes nach den Erzeugungskosten bestimmen will. Die Arbeit des Menschen ist an und für sich unschätzbar, unbezahlbar. Ob ich einen Holzschuh mache oder ein Gedicht, Beides ist eine Äußerung meiner Lebensthätigkeit, für welche sich kein Preis feststellen läßt. Will ich beide Producte verkaufen, so wird es von dem Bedürfnisse, von der Nachfrage, von dem Vorrathe abhängen, was von beiden am besten bezahlt wird. Eine andere Feststellung des Preises ist nicht wohl denkbar, soll sie nicht eine willkührliche, despotische sein.

„Die freie Concurrenz muß in ihr Gegentheil verwandelt werden, wenn Freiheit und Organisation der Arbeit herauskommen soll." Was ist denn das Gegentheil der freien Concurrenz? Doch wohl nur die unfreie, wie wir sie in den Zünften und Monopolen des Mittelalters hatten. Dahin geht's aber nun einmal nicht mehr zurück, neue Schranken lassen sich nicht mehr aufführen. Nein, wenn Freiheit und Organisation der Arbeit herauskommen soll, muß die ganze Concurrenz und mit ihr ihre Erzeugerin und ihr Sprosse, die Vereinzelung und der Egoismus sinken!

Die statistischen Notizen, welche der Verfasser über die Lage der englischen Arbeiter gibt, sind ungenau, auch über Frankreich sagt er nur Weniges, doch möge hier eine von ihm angeführte Äußerung Parent dü Chatelet's über die Pariser Arbeiterinnen Platz finden, welche uns einen tiefen Blick in ihre elende Lage thun läßt: „„Wir sind dahin gekommen, daß ein Drittel dieser armen Arbeiterinnen sich aus innerer Tugend prostituiren, um nicht noch größeren Lastern in die Arme geworfen zu werden, um einen Vater, eine Mutter, ein Kind zu ernähren. Nur sehr wenige lassen sich einschreiben um des Lasters willen. Wollen sie sich wieder retten, schleudert sie die Gesellschaft wieder in ihr Elend zurück, denn auch die Herren von der Regierung befinden sich wohl dabei."" Die Prostitution eine Tugend!

Das ist unsere Civilisation.“ — Wichtiger sind die Mittheilungen über die Arbeitslohne in Berlin: „Von den weiblichen Arbeitern stehen die Wäscherinnen oben an und verdienen täglich bis 17½ Sgr., freilich bei 4 Monaten stiller Zeit; die Plätterinnen 10 — 15 Sgr., auch bei 4 Monaten stiller Zeit; die Blumenmacherin 7½ Sgr., bei 4 Monaten stiller Zeit; die Mützenmacherin und Knopfmacherin 7½ bei 3, die Schneiderin 10—15 bei 4, die Stickerin 3 — 12½ bei 4, die Handschuhnäherin 4 bei 4, die Schuheinfasserin 3 bei 4, die Strohhutnäherin 4—8 Sgr. bei 6 Monaten stiller Zeit. Wenn diese armen Geschöpfe von der Arbeit während der stillen Zeit, während ihrer Ferien, leben sollen, so haben sie täglich 1—5 Sgr. zu verzehren, d. h. Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken zu bezahlen. Gerade also die Arbeit führt sie in die Arme der Verzweiflung und von da in die Arme der Prostitution, in Arbeitshaus, Gefängnisse und Zuchthäuser, wo sie sich mit Verbrechern zu einem Liebesverhältniß verbinden und hernach den Diebs- und Gaunerbanden treulich beistehen. Sie strömen Abends schaarenweise unter den blendenden Reihen der Gaslichter und Ladenilluminationen umher; viele fashionable Tagediebe verfolgen sie und unterhandeln mit ihnen; die sittliche Jugend beiderlei Geschlechts sieht das von Kindheit mit an und lernt das Laster als eine sehr „„noble Passion““ kennen. So führt dieser Mißbrauch der Arbeitskräfte durch die freie Concurrenz nach allen Richtungen der Windrose materielles und moralisches Verderben mit sich. — Unter den männlichen Arbeitern Berlins stellen sich die Arbeitslohne so: der Zimmermann verdient täglich ohne Kost 20 Sgr. bei 5 Monaten stiller Zeit, der Schuhmacher 15 — 20 bei 3, der Schneider 15 — 22½ bei 5 und 6, der Korbmacher 7½ Sgr. bei 2 Monaten stiller Zeit. Das sind Alles „„freie““ Arbeiter, die theils in Schlafstelle liegen, oder — öfter — Weib und Kinder haben und von den angegebenen Lohnen Wohnung, Kleidung und Kost und Abgaben, Tauf-, Sterbe- und Krankheitsgebühren bestreiten müssen. Weib und Kind sucht zwar auch zu verdienen, auch macht der Mann während der stillen Zeit in der Regel noch allerhand kleine Industrie-Artikel, aber der Lohn entspricht auch hier nirgends der Arbeit und den Lebenspreisen. Und dann drückt ihn auch in diesen Nebenbeschäftigungen die Concurrenz, denn alle Erwerbszweige sind überfüllt, am Meisten diejenigen, wo der Schein das meiste Verdienst verspricht, so daß sich auch hier gleich die Preise durch den Krieg um Arbeit unter das Erträgliche herabdrücken.“ . . . . „Berlin hat gegen 3000 Schneider und dabei noch 206 Kleidermagazine, die als Geschäfte im Großen Preise stellen, welche die Schneider nicht nachmachen können, ohne sich dabei zu ruiniren, nachdem sie die Gesellen durch Preisdrückung revolutionair gemacht haben. Berlin hat 1720 Tischler und 123 Möbelhandlungen mit 3000 Gesellen, 2700 Schuhmacher, 1300 Weber, 350 Drechsler, 383 Goldschmiede, 840 Seidenwirker, die für 113 Fabrikanten arbeiten, aber nie alle Beschäftigung haben und von der Arbeit, so lange sie diese haben, auch kaum leben können.“

Die allgemeine Demoralisation, welche durch die freie Concurrenz erzeugt wird, hat auch eine Verfälschung der Producte, besonders der Lebensmittel zur Folge, und der Verfasser fordert mit Recht die Errichtung einer Gesundheitspolizei, welche selbst unter den jetzigen Verhältnissen dem Übel einigermaßen steuern, wenn auch dasselbe nicht beseitigen könnte.

Im Kapitel „Geldfleiß“ werden diese Schilderungen fortgesetzt. S. 62

u. s. f. heißt es: „In der Preußischen Stadt Erfurt, sagt die Statistik, kömmt auf 5 Menschen ein Armer. Im Regierungsbezirk Erfurt, der zu den besten Gegenden Preußens gehört, wurden schon vor 10 Jahren 10,643 Familien als Bettelarme mit 114,000 Thlr. unterstützt. Die Armenetats haben sich durchschnittlich in ganz Preußen seit 10 — 15 Jahren im Verhältnisse zur Volksvermehrung beinahe verdoppelt. — Schlesien ist hier am Fruchtreichsten .... Nach der Aussage des Präsidenten v. Lüttwitz „„bringt es ein schlesischer Tagelöhner nicht höher, als zu täglich 2 — 3 Sgr. Diesen Tagelohn muß der Tagelöhner von 295 Arbeitstagen auf 365 ausdehnen. Er verdient bei 3 Sgr. täglich im Jahre 29½ Thlr.; kommen auf jeden Tag, mit Einschluß der Feiertage, 2 Sgr. 5 Pf. im Durchschnitt. Er mit Frau und Kindern soll für 6 Thlr. wohnen, dazu 1 Thlr. Klassensteuer, 22 Sgr. Schulgeld, 2 Sgr. Hebeammengeld, 4 Sgr. Gemeindeabgaben, 13 Thlr. 11 Sgr. für Kartoffeln, 3 Thlr. für Salz, 8 Thlr. für Holz, 3 Thlr. 25 Sgr. für das wohlfeilste Brod, macht zusammen 35 Thlr. 24 Sgr., also ein jährliches Deficit von mehr als 6 Thlr., und da sind noch nicht Kleider und Schuh, Arbeitswerkzeuge, Seife, Licht, Öl u. s. w. gerechnet. Von Fleisch, Butter, Suppe u. s. w. ist noch gar nicht die Rede."" — Was soll nun so ein Mann anfangen, der nicht mehr als höchstens 3 Sgr. täglich verdienen kann? Er kömmt in Elend, Armenhäusern oder in Gefängnissen und Verbrechen um." — „Eine schlesische Weberfamilie von Mann, Frau und 4 mitarbeitenden Kindern kann wöchentlich 1 Thlr. 15 Sgr. verdienen, also ungefähr täglich 6½ Sgr., wenn sie so glücklich ist, „„Arbeit erobert zu haben"", wie die Leute sagen. Wenn sie fortwährend Arbeit „„erobert"", so ist für jeden Mund und jeden Körper täglich 1 Sgr. da. Aber das ist noch die Aristocratie der schlesischen Spinner und Weber. Der gewöhnliche Weber verdient 10 — 20 Sgr. wöchentlich, der Flachsspinner 5 — 12 Sgr. wöchentlich, der Faken- und Pützelspinner 2 bis höchstens 5 Sgr. wöchentlich. Tausende dieser unglücklichen Familien können täglich durch Arbeit von Mann, Frau und Kind nur 9 — 15 Pfennige verdienen, welche zur Sättigung von 5 — 6 Magen hinreichen sollen. In manchen Gegenden haben sich viele Leute seit 7 Jahren kein Kleidungsstück anschaffen können; die Lumpen bröckeln ihnen vom Leibe, die Hütten faulen über ihren Köpfen. Sie müssen sich des Lichtes der Sonne schämen, selbst vom Kirchengehen, von dieser geistlichen Speise, halten sie ihre Lumpen zurück. Mit Freudenthränen sagte dem Herrn A. Schneer der 67 Jahre alte Weber Anton Berner, er sei so glücklich gewesen, Fleisch von zwei crepirten Pferden zu erobern, wovon er mit Weib und Kind lange hätte leben können. Viele Weber nähren sich von fauler, stinkiger Schlichte .... Ein Verwalter der Ortspolizei sagte von dem Mangel an Verbrechern unter solchen Leuten. „„Die lange Gewohnheit des Elends hat sie körperlich und geistig so zerdrückt, daß es ihnen an der zum Verbrechen nöthigen Thatkraft fehlt."" Nun, das ist ja schön, da hat ja die große Noth auch ihr Gutes!"

Nach einer statistischen Zusammenstellung der Armen verschiedener Länder „hat Rußland die wenigsten, demnächst die Türkei unter 60 einen, dann kömmt Spanien mit je einem Armen unter 25 Bewohnern, dann Preußen mit 24, Schweden und Dänemark mit 23, Östreich mit 22, Italien mit 21 Portugal mit 20, Frankreich mit 15, die Schweiz mit 9, Niederlande und

Belgien mit 6 und England mit 5 Bewohnern auf je einen Armen," (wohlverstanden Armen, nicht Proletarier).

Bei der Betrachtung der "Landgemeinden" geräth der Verfasser in einen sonderbaren Widerspruch mit sich selbst. Durch die Aufhebung der Hörigkeitsverhältnisse, durch die Ablösung der Bauergüter wurden die Bauern eben so "frei", d. h. eben so unselbstständig in ihrer Vereinzelung, wie die "freien Arbeiter" in den Städten, "der Bauer mußte nun aus eigener Kraft für seine Existenz sorgen, für welche ihm früher der Gutsherr Bürge war, außerdem aber doppelte Abgaben schaffen, an den großen, und zum Theil an seinen Patrimonialstaat, oder er mußte durch erworbenes Geld Verpflichtungen gegen den Patrimonialherrn ablösen." Auch auf dem Lande entstand jetzt die freie Concurrenz, und obschon der Verfasser von ihr sagt, daß sie selbst "mit anfangs gleichen Streitkräften zur Vernichtung aller Genossen und zum Monopole führen muß", so heißt es doch am Schlusse: "In Bezug auf den Landbau und die Dorfbewohner würde die Emancipation und Organisation in folgenden positiven Gestaltungen bestehen: Bäuerliche Credit-Vereine, bäuerliche Ackerbauschulen, Dorfordnungen und gesetzliche Regulirung der Wirthschafts- und Culturverhältnisse."

Wir wollen den Nutzen von Credit-Vereinen keineswegs in Abrede stellen, wenn sie auch gerade nicht die künstliche Einrichtung des Herrn Beta erhalten; sie werden vielleicht manchen Bauer gegen den schnellen Ruin schützen, dem er jetzt durch den Wucher anheimfällt; sie werden es ihm möglich machen, für seine Producte einen besseren Preis zu erlangen, indem er nicht durch Geldnoth gezwungen wird, sie auf der Stelle loszuschlagen; sie werden ihm die Verbesserung seines Ackerlandes erleichtern, indem er auf sein Eigenthum Vorschüsse zu billigen Zinsen erlangen kann; aber sie werden den vielleicht langsameren, aber sicheren Ruin, dem er durch die Concurrenz der großen Güter entgegengeführt wird, nicht verhindern können. Und dann, wem dienen sie? Doch nur dem Besitzer; dem Ackerbau**proletariat** kann es gleichgültig sein, ob solche Credit-Vereine existiren oder nicht, es hat ja Nichts, worauf ihm Jemand auch nur einen Heller borgte. — Eine Verbesserung der Dorfschulen ist gewiß wünschenswerth, doch möchten wir den Ackerbau und was auf ihn Bezug hat, nicht als das hinstellen, worin die Jugend zuerst unterwiesen werden soll; eine allgemein menschliche Erziehung und Bildung thut mehr Noth, sie muß die Grundlage alles Anderen bilden. — Freiere Gemeinde-Verfassungen! Gewiß, wer wollte sich dagegen stemmen, der irgend dafür ist, daß das Volk allmählig eine größere Selbstständigkeit gewinne? Sie können aber jedenfalls nur sehr mittelbar zur Aufhebung des Proletariats und der freien Concurrenz beitragen. — Eine Regulirung der Wirthschafts- und Culturverhältnisse nach dem Boden ist bei der heutigen Güterverteilung eine reine Unmöglichkeit. Das Bedürfniß des einzelnen Besitzers kann jetzt allein den Ausschlag geben, dafür ist der Boden sein **Eigenthum**, und wenn er auch, wie die schottischen Gutsbesitzer, alle Bewohner davontreibt, um — Schaafsheerden darauf weiden zu lassen.

In welche Phantasien sich der Verfasser bisweilen verliert, das möge uns folgende Stelle zeigen: "Ich sage aber, daß jedes nach den bisher angedeuteten freien Organisationen (nemlich den eben angegebenen, positiven Gestaltungen) verwaltete Gut beim Tode des Vaters so viel Früchte seiner productiven Thätigkeit gesammelt haben wird, um jedes der Geschwister nach

seinen natürlichen Ansprüchen zu befriedigen, ohne daß das Gut dadurch ruinirt zu werden braucht.“ Es ist gut, daß er vorausgeschickt hat, „er verstehe nichts von den Details, die hier mitreden und entscheiden.“

An einer einzigen Stelle scheint bei dem Verfasser mal eine andere bessere Idee, wenn auch in höchst unbestimmter Gestaltung, aufzutauchen, er weis't sie aber bald wieder von sich ab: „Die Bauergüter müssen, heißt es daselbst, unter solchen Verhältnissen der Concurrenz zu Grunde gehen. (Der Verfasser meint damit die Verhältnisse, wie sie gerade bei uns bestehen, sie müssen es aber auch unter jeden anderen Verhältnissen der Concurrenz.) Wir bekommen am Ende kleine fürstliche Landbesitzer mit mehr Grund und Boden, als mancher souveraine Staat Deutschlands, die endlich durch fortgesetzte Concurrenz sich noch weiter monopolisiren und immer größere Massen von Proletariern, Landstreichern, Bettlern und Verbrechern hinter sich herschleppen, bis am Ende sich der Kampf in die Allmacht des Staates münden muß. Das ist die letzte Consequenz. Wenn der Staat dann alle Bewohner zu Staatsdienern und Staatsbürgern mit fester Anstellung macht, so wäre das Ziel zugleich der Anfang des ewigen Friedens und des unerschütterlichen Wohlstandes Aller.“ — Wir können zwar nicht wissen, wie sich der Verfasser diese Staatsdiener- und Bürgerschaft mit fester Anstellung gedacht hat; soll ihr aber irgend ein vernünftiger Sinn zu Grunde liegen, so kann er nur einen solchen Zustand (freilich schlecht genug) damit haben bezeichnen wollen, in dem die Befriedigung der Bedürfnisse und Neigungen Aller möglich ist. „Aber, fährt der Verfasser fort, der Weg dahin ist nicht zu erreichen, er geht über Abgründe, die mit Leichen ausgefüllt werden müßten, über einen inneren Krieg Aller gegen Alle, von dem man sagen müßte: „„nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen.““ — Ist ein solcher Zustand aber wirklich die letzte Consequenz der freien Concurrenz, so wird diese Consequenz eben auch gezogen werden, und wäre der Weg dahin noch tausend mal unheilvoller. Die Entwickelung des Menschengeschlechtes schreitet unaufhaltsam fort, alle Mächte der Erde sind nicht im Stande, sie aus ihrer Bahn zu drängen, alles Flickwerk, alle Mittel und Mittelchen, alle Quacksalbereien, mit denen man unsere Zustände heilen und bessern will, erscheinen wie der Versuch jenes Östreichers, welcher mit seinem Fuße die Quellen der Donau verstopfen wollte. — Daß dem Verfasser jener „ewige Friede als nichts wünschenswerthes“ erscheint, als „ein lebendiges Grab für die Lebenden auf den Leichen ganzer Generationen“, ist sehr natürlich, da ihm der Mensch eine unbekannte Größe, Egoisten aber nur im Kampfe mit einander denkbar sind.

Nachdem der Verfasser nun noch gegen die Privilegien zu Felde gezogen ist, welche dem ausgesprochenen Prinzipe der Gewerbefreiheit entgegen noch bei uns bestehen, geht er zu den Mitteln über, wodurch er uns von der Gelddespotie befreien will. Den konstitutionellen Weg verwirft er, doch faßt er den Hauptpunkt dabei nicht scharf genug in's Auge. „Die Constitution, heißt es S. 104, setzt immer ein feindliches Element zwischen Fürst und Volk voraus, jede der beiden Parteien opponirt der anderen, jede sucht der anderen so viel als möglich abzuschwatzen, das Redehalten greift um sich unter den Volksvertretern, sie werden große Redner aus Eitelkeit, Egoismus und gewinnen desto mehr Volksthümlichkeit, je ungestümer sie gegen die Regierungspartei loslegen.“ Das ist allerdings wahr, aber die Hauptsache,

weshalb eine Constitution für die Verbesserung unserer Verhältnisse nicht förderlich sein kann, liegt darin, daß durch sie das Geld, welches ja gerade vernichtet werden soll, nur zu einer größeren Geltung gebracht wird, die Volksvertretung am Ende nichts weiter, als eine Vertretung des Besitzes ist. — Wenn der Verfasser S. 108 wieder von der Arbeit sagt: „Sie muß ihren Zweck in sich selber haben, sie muß nicht Mittel und Sklave des Gewinnes, sondern sittliche Selbstbethätigung der Willens- und Arbeitskraft des Menschen werden,“ so sollte man glauben, er müsse auf diesem Grunde fortbauend, nothwendig zum Richtigen gelangen, hätte er uns nicht durch viele andere, zum Theil hier angeführte Aussprüche schon hinreichend bewiesen, daß er den Egoismus als etwas vom Menschen nicht zu Trennendes, zu seiner Natur Gehörendes ansähe. —

In der Seehandlung sieht der Verfasser ein Mittel, alle Concurrenz der Privaten zu vernichten, so daß „am Ende doch Alles in den Staat münden müßte“. Die Industrie würde dadurch also am Ende Sache des Staates, des ganzen Volkes, und nicht mehr blos zum Vortheil Einzelner ausgebeutet werden. „Es ist klar, heißt es dann weiter, daß wir nicht zusehen können, wie sich das am Ende von selbst mache; auf dem Wege dahin würden die Menschen bald so weit kommen, daß sie sich aus Mangel an Reise- und Zehrgeld und aus Hunger thatsächlich gegenseitig auffräßen.“ — Das wäre nun wohl dadurch zu vermeiden, daß die Seehandlung schon früher aus dem Character einer für sich spekulirenden Gesellschaft heraussträte und ein Volksinstitut würde, Nationalwerkstätten und Nationalkolonien anlegte, um darin den unbeschäftigten Arbeitskräften Beschäftigung zu geben. Die Vernichtung der Privatconcurrenz würde dann noch um so früher vor sich gehen. Doch betrachten wir die Mittel des Verfassers, wodurch er „für die gehörige Ordnung und Leitung der Industrie in den Staat sorgen“ will. Er macht den Ausspruch des Fabriken-Kommissarius C. G. Hoffmann: „„Man kehre die Macht des Geldes gegen sich selbst!““ zu dem seinigen, und will ihn dadurch ausführen, daß er „gesundes Geld“ schafft, d. h. „solches, welches blos bedeutet, wirkliche Werthe bedeutet und vertritt und Ernähr und Verzehr vermittelt“, wogegen er „krankes, faules Geld“ das nennt, „was sich selbst bedeutet, was sich zum Selbstzweck erhoben hat, was Ernähr und Verzehr und alle gesunde Thätigkeit aussaugt, verzehrt und vernichtet, um sich um seiner selbst willen zu nähren und zu pflegen, das wuchernde, blutsaugerische Capitalistengeld, der Geldhandel.“ — Eine in der That höchst phantastische Unterscheidung. Alles Geld bedeutet nur, und zwar aufgehäufte Arbeitskraft der Menschen, mit allem Gelde saugt man die gesunde Thätigkeit aus und vernichtet sie, mag man nun ruhig seine regelmäßigen Zinsen vom Capital ziehen oder sich mit Unternehmungen und Spekulationen thätiger in die tolle Geldjagd unserer Zeit hineinstürzen.

Um uns von der Gelddespotie zu erlösen, will der Verfasser Volksbanken, und führt uns Schottland als das Land an, welches durch Volksbanken glücklich und reich geworden ist. „Wo alle Hände beschäftigt sind, heißt es S. 124, wie in dem bankreichsten Schottland, da ist keine Armuth möglich, da ist Alles reich.“ O, über dieses glückliche Schottland! Wenn wir nur wüßten, woher dem Verfasser die Kunde dieses Glückes geworden ist? Haben etwa die Tausende von Pächterfamilien, welche von den schottischen Gutsherren aus ihren Pachtungen getrieben sind, weil die Schaafs-

zucht bessere Bodenrente versprach, die jetzt obdachlos in der Welt umherirren, dieses Glück ausposaunt, oder haben sich die Proletarier Glasgow's und Edinbourg's so gewaltig mit ihrem Wohlbefinden gebrüstet, daß man den Klageruf der Armen nicht vernehmen konnte? — Die Industrie, der Ackerbau können wohl durch ein wohlgeordnetes Banksystem gehoben und zur Blüthe gebracht, dem Wucher manches Opfer entzogen werden, aber daß Armuth und Elend damit beseitigt werden, haben wir noch nicht gehört, und wenn uns der Verfasser keine besseren Belege dafür zu bringen weiß, als die Lage Schottlands, so wird er es uns wohl nicht verargen, daß wir einstweilen noch im Unglauben verharren. — Der Verfasser bleibt nun nicht bei den schottischen Banken stehen, er gibt den seinigen eine weit größere Ausdehnung; sie sollen die Leihhäuser, die Sparkassen u. s. w. in sich aufnehmen, sie sollen dem Arbeiter auf seine Arbeit Vorschüsse machen, müßten also auch nothwendig für die Anlage von Industriehallen u. dgl. sorgen, und sollen endlich, was das Wichtigste ist, „Arbeitskräfte überhaupt, müßige, disponible Arbeitskräfte jeder Art als Pfandwerthe anerkennen und darauf Credit bewilligen, wodurch sie zugleich die nothwendige Thätigkeit an sich ziehen.“ Es ist schade, daß diese letztere Idee nicht weiter ausgeführt ist, denn so hingestellt, klingt sie äußerst barok, und wird gewiß sehr Vielen nur lächerlich erscheinen; denn der müßigen Arbeitskräfte sind sehr viel, und wenn die Bank jedem unbeschäftigten Proletarier auf seine Arbeitskraft Credit geben wollte, so könnte sie bald mit ihrem Gelde fertig sein, ohne etwas Weiteres gethan, als Almosen vertheilt zu haben. Will sie aber zugleich jedem unbeschäftigten Arbeiter Arbeit verschaffen, so würden mit Volksbanken ebenfalls große industrielle Einrichtungen und Ackerbaukolonien verbunden werden müssen, welche eben so wie die Seehandlung bald über die Concurrenz der Privaten den Sieg davontragen und aus unserer vereinzelten Wirthschaft zu einer großen Volkswirthschaft führen müßten. Das aber kann der Verfasser den Volksbanken doch unmöglich zumuthen wollen, denn es sind ja doch eben die Reichen, welche das Geld dazu hergeben, und sich so selbst ruiniren sollen. Dergleichen Einrichtungen können wohl nur vom Staate, dem Vertreter der Gesellschaft, und nicht von den Besitzern, den Gegnern der Besitzlosen, ausgehen. — „Zur völligen Erlösung der Menschheit gehört freilich mehr,“ meint Herr Beta selbst, was er wohl aussprechen könnte, „wenn es nicht bei den jetzigen Verhältnissen der Presse als gefährlich unterdrückt würde.“ Das, was er wirklich ausgesprochen hat, ist ein ziemlich schlechter Bürge dafür. Seinen oft richtigen Aussprüchen folgen falsche Consequenzen, glaubt man, ihn in einem Satze auf dem richtigen Wege zu erblicken, wird man durch den folgenden alsbald eines Besseren belehrt. So bezeichnet er z. B. S. 150 die Menschen als „geistig-sittliche, vernünftige Wesen, die aus freiem Willen und Geist, um ihrer Freiheit willen arbeiten“ und kurz vorher S. 144 heißt es: „Durch Eigenthum, und sei's das kleinste, bekömmt der Mensch erst festen Grund und Boden zu seiner, von Gott verlangten, Entwickelung; da wird er erst sittlich, frei, Bürger, Staatsbürger und Bürge für den patriotischen Halt und Kitt der Staatsgesellschaft.“ —

Auf die weiteren Auseinandersetzungen Beta's näher einzugehen, halten wir nicht für nöthig, da er in seiner „Organisation der Arbeit“ nur Maßregeln vorschlägt, oder vielmehr größtentheils Vorschläge des Fabriken-

Kommissarius Hoffmann adoptirt, durch welche ein patriarchalischer Zustand zurückgerufen, ein innigeres Verhältniß zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter erzeugt werden soll, wie es sich in unsere Zustände nun einmal nicht mehr hineinpfropfen läßt, und in seinem "Handel" sich besonders gegen Schutzzölle ausspricht, welche Frage wir in diesen Blättern selbst schon ausführlicher behandelt haben. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß wir uns von der Handelsfreiheit nicht, wie der Verfasser, die Wirkung versprechen können, daß dadurch "die Concurrenz zu der Macht herabgesetzt werde, welche ihr Wesen und Begriff ist, zur Strafe der Faulheit und Dummheit." "Die Despotie des Geldes" wird damit kein Ende haben, denn ist "der industrielle Handelskrieg zwischen Land und Land" dadurch auch mehr beschränkt, wenn auch nicht "aufgehoben", so bleibt der Kampf zwischen den Einzelnen darum nicht weniger bestehen, welcher erst mit der Vernichtung des Egoismus verschwinden wird. Der Verfasser schlägt auch hier am Schlusse noch einmal aller Wirklichkeit geradezu in's Gesicht, wenn er behauptet: "Die Buchdruckerkunst der Industrie (die Spinnmaschinen u. s. w.) würde viel mehr Menschen ernähren, als sie brodlos gemacht, wenn wir sie nur ordentlich trieben", da wir ja doch täglich durch die Einführung einer neuen Maschine Hunderte, ja Tausende von Menschen brodlos werden sehen.

Indem wir uns von dem Verfasser verabschieden, können wir den aufrichtigen Wunsch nicht unterdrücken, daß derselbe bei seinen späteren Versuchen, seine Mitmenschen über ihre Lage aufzuklären, mit etwas mehr Gründlichkeit zu Werke gehen möge, daß er sich besonders mit den Bestrebungen Anderer zu demselben Zwecke nicht mehr so kurz mit einigen leeren Phrasen abfinden und auch fürder den Zustand eines Landes nicht nach seiner Bequemlichkeit zurechtkonstruiren möge, wie dieses bei Schottland geschehen, sondern ihn wirklich so nehmen möge, wie er sich dem gesunden Auge des aufmerksamen Beobachters darstellt.

J. Weydemeyer.

Reisebilder.

4.

Es war ein unfreundlicher, stürmischer Tag, als der Dämpfer Viktoria uns brausend und zischend auf dem breiten Rücken des Rheins von Bonn nach aufwärts trug. Es giebt keine bequemere Art zu reisen, als das Dampfschiff; unten in der Kajüte ist für schlechte vaterländische und auswärtige Zeitungen gesorgt, obwohl sie sämmtlich, mit Ausnahme etwa des "Frankfurter Journals," welches von jetzt an unvermeidlich wird, der "guten" Presse angehören. Das Verdeck ist geräumig genug, um die Gesellschaft unter dem leinenen Dache zu vereinigen, welches auf's Haar vom Sturmwind entführt wäre; der Kapitain nahm eine sehr komische raumbeinige, backenaufblasende Stellung ein, als er den Deserteur erwischte und durch das Gewicht seines wohlgenährten Körpers, mit dem er inbrünstig eine eiserne Stange umarmte, glücklich festhielt. Einige zarte englische Miß wandten sich erröthend ab von der Umarmung des Kapitains und der eisernen Stange; sie waren wahrscheinlich in jener Pension erzogen, wo die Klavierbeine sogar mit moussélinenen Höschen bekleidet waren, damit die jungen

Miß ja nicht auf den Gedanken der schauderhaften Möglichkeit kämen, es könne irgendwie oder irgendwo auf der Welt irgend ein Bein geben, welches nicht mit **Inexpressibles** bekleidet wäre. Nebenbei ist das Verdeck denn auch wieder groß genug, um der Gesellschaft aus dem Wege gehen zu können, was auch zuweilen sein Gutes hat, und wenn man nicht gar zu große Ansprüche macht, so kann man auf den Feldsesseln auch einen ganz bequemen Sitz erlangen. Folgt nur dem Beispiele jenes langbeinigen Sprößlings von Albion; er hat einen Feldsessel, auf welchem er mit seinem Centrum ruht, gegen die schräg aufsteigende Überbauung des Kajüteneingangs geschoben; an dieser lehnt sein Oberhaus. Sein Kopf ist übrigens durch eine unendlich hohe Halsbinde, noch höher, als sie bei uns die Apotheker als "besonderes Kennzeichen" tragen, so weit von seiner Brust getrennt, daß es wirklich aussieht, als schaute er über eine Fensterbrüstung zum oberen Stockwerk eines Hauses hinaus. Seine langen Beine hat er auf zwei weiteren Sesseln ausgebreitet und so hat er einen sehr komfortablen Sitz sich bereitet. Was kümmert es ihn, daß seine weit vorgeschobenen Vorposten den Raum der übrigen Gesellschaft ungebührlich beengen? Er hat seinen Platz bezahlt und ist ein praktischer Mann, der nur für sich sorgt. Zudem bemerkt er auch die durch ihn veranlaßten Beschränkungen gar nicht; er ist ganz vertieft in seinen Reiseführer und wenn er an einer Station den Namen des Orts erfragt hat, so lies't er eifrig nach, was in demselben und in der Umgegend für Schönheiten und Merkwürdigkeiten zu sehen sind. So hat er noch den großen **comfort**, daß er den Kopf nicht zu drehen braucht und doch die Schönheiten der Gegend im Geiste genießt; ich habe wenigstens nicht gesehen, daß er sich dieser Unbequemlichkeit unterzogen hätte. Wie anders präsentirt sich dagegen jener Franzose! Das ist ein beweglicher Mensch, für jeden augenblicklichen Eindruck der schönen Gegend empfänglich; aber nicht im Stande, denselben für sich zu verarbeiten, macht er seinem Entzücken stets in enthusiastischen Ausrufungen Luft. Jetzt will er sich setzen; aber wie keck und selbstgefällig er auch aussieht, die angeborene französische Höflichkeit verläßt ihn doch nicht und ehe er sich niederläßt, sieht er sich erst sorgfältig um, ob der Platz, den er einzunehmen gedenkt, auch etwa einen anderen geniren könnte. Er hat aber auch zugleich ein wohlgefälliges Bewußtsein seiner Höflichkeit. Die Deutschen, welche zwischen diesen beiden in der Mitte stehen, vereinigen in sich die Rücksichten auf ihre Nebenmenschen und ihre eigene Behaglichkeit. Sie sitzen gemüthlich auf den Bänken umher und wenn die deutsche Gründlichkeit sie auch mit Karten und Reisehandbüchern bepackt hat, so schauen sie doch von Zeit zu Zeit mit träumerischem Entzücken in die schöne Landschaft, und je höher dieses Entzücken steigt, desto dichter wirbeln auch die Rauchwolken aus Pfeifen und Cigarren empor, desto häufiger bequemen sie sich, ihren Zügen ein seliges Lächeln zuzumuthen. In der Regel sind sie sehr schweigsam, sie müßten denn, wie jene jungen **commis voyageurs** dort im Estaminet, etwas angetrunken sein. Dann randaliren sie und singen sehr und schauen so beifallfordernd um sich, daß die jungen englischen Miß nur furchtsam ihre langen Hälse hinter der Mama oder der Bonne hervorstecken. Das ist übrigens das Beste bei dem Reisen auf dem Dämpfer, daß man die Naturschönheiten essend und trinkend genießen und gelegentlich dadurch dem mit der Romantik zugleich etwas verkommenen Naturenthusiasmus aufhelfen kann. Was hilft Einem die schöne Natur,

wenn man Nichts zu essen und zu trinken hat? Das scheinen die gleichgültigen Gesichter jener Bauern und Proletarier vorn am Bugspriet auch auszudrücken und wenn mich die Entfernung nicht täuscht, lese ich's auch auf den dumpfen Zügen manches armen Winzers am Ufer, der unter den lachenden Rebenhügeln trübe einherschleicht. — Die Glocke ertönt; die Maschine setzt sich in Bewegung, mächtig greifen die Schaufelräder aus und zerstäuben die zornig andringenden Wellen des stolzen, prächtigen Stromes, daß sie wie ein funkelnder Sprühregen das Verdeck überschütten. Pfeilschnell fliegt das Schifflein dahin; der Geist des Menschen mit seinen glänzenden Erfindungen hat spielend die naturwüchsige Kraft des Stromes sich unterworfen. O sie ist schön, diese Fahrt auf dem alten Vater Rhein! Hier die pittoresken Kuppen des Siebengebirges, dort das freundliche Bonn und weiter hinauf das romantisch heimliche Nonnenwerth. An dieses knüpft sich, wenn ich nicht irre, auch so eine Entsagungsgeschichte zweier unglücklich Liebenden à la Ritter Toggenburg, wo der Liebhaber sich in einer einsamen Hütte vergrub, um je zuweilen des Anblicks seiner im Kloster weilenden Geliebten sich zu erfreuen und davon zu zehren, bis ihn der Tod mitleidig seiner Qualen und Leiden enthob. Wunderbare Verirrung des menschlichen Bewußtseins, in einer steten unmenschlichen Entsagung, in einer Ertödtung der heiligsten Triebe des Herzens die höchste Tugend zu erblicken! Diese Verirrung war aber auch nur möglich, so lange man Körper und Geist, Diesseits und Jenseits, als unvereinbare Widersprüche faßte. Der Körper wurde um des Geistes willen, das Diesseits um des Jenseits willen verachtet; der Körper sollte ertödtet werden, damit der Geist, von allen Schranken befreit, sich um so ungestörter in sich selbst versenken und in sublimen Betrachtungen verflüchtigen könnte. Heut zu Tage wird ein unglücklicher Liebhaber sich zehnmal eher in den Strudel des bewegten öffentlichen Lebens stürzen, als sich träumend in dem schattigen Dunkel melancholisch rauschender Wälder verlieren; ja ich wette, ihr findet ihn eher im Wirthshause, als in einer Einsiedelei, abgesehen davon, daß sich die Einsiedeleien auch dem Einflusse der Civilisation nicht haben entziehen können; wir wollten als Studenten einmal den Einsiedler bei der Wartha-Kapelle in Schlesien besuchen; er war aber „zu Biere" gegangen. Und äußeren Hindernissen wird ein Kind unserer Zeit lieber energische Thatkraft entgegenstellen, als demüthige Ergebung; er wird lieber durch Strickleitern und Eisenbahnen seinem Herzen zu seinem Rechte verhelfen, als sich durch verhimmelnde Träumereien in einsamer Hütte ein selbstquälerisches Glück vorzugaukeln. Und als der entschiedenste Gegensatz zu dieser Verherrlichung der Entsagung saß einige Stunden weiter oben auf dem steilen Felsen am Rhein die Loreley und ließ wie die Nachtigall bald sanft klagend, bald stürmisch jubelnd ihre melodische Stimme ertönen und streckte verlangend die weißen Arme dem Schiffer entgegen, um ihn an ihre liebewarme, schwellende Brust zu ziehen. Und des Schiffers Sinne wurden wach, er scheute nicht Sturm und Brandung, nicht Gefahr und Tod, um sich mit der holden Jungfrau zu vereinigen. Das vereinte Ich und Du stellt erst den ganzen Menschen dar.

Seht da, wie es da strudelt und schäumt, wie die Wellen zornig heranstürmen, wie sie abprallen und zerstäuben, wie ein langer Streifen weißen Schaums den Kampf des Stromes mit den unter seiner Oberfläche verborgenen Felsenriffen bezeichnet! Da ragt auch der wunderliche Mäusethurm

hervor — das ist also das gefürchtete Binger Loch, in welchem ehemals so viele Schiffe scheiterten, obwohl man es nur mit Beten und Singen passirte. Jetzt hat man ein wirksameres Mittel gefunden, die Gefahr zu beseitigen; man hat den Verstand angestrengt, mit thatkräftiger Energie das Werk angegriffen — und einige Pfund Pulver genügten, die gewaltigen, gefahrdrohenden Felsmassen zu zersprengen und den Schiffen den Weg zu bahnen. Jetzt steht die nervenschwächste Dame, welche je Castoreum verschluckte und eine Zierde der „guten Gesellschaft“ war, kaum von ihrem Teller auf, wenn der Dämpfer trotzig den gefährlichen Engpaß durchschneidet, während die Passagiere sich sorglos den Freuden des Mittagsmales hingeben. Und unser Freund, jener langhingestreckte Engländer, sieht den Mann, der ihm sagte, dieß sei das Binger Loch, mit so stieren Augen an, als hielte er ihn für einen entsprungenen Bedlam-Bewohner, und wendet ihm ebenso kaltblütig den Rücken, wie Lord Westmoreland dem badischen Gesandten, Herrn v. Frankenberg, als dieser ihm keine Gründe für Itzstein's und Hecker's Ausweisung angeben konnte. Er forscht eifrig in seinem Reiseführer und wahrhaftig, es trifft Alles zu, er hat wirklich das vielberüchtigte Binger Loch, welches so tief unter seiner Erwartung geblieben ist, passirt. Er steckt sein Reisebuch mit so verdrossener Miene in die unendlich weite Tasche seines Sackpaletots, daß ich wirklich fürchte, die bisher für ihn unantastbare Autorität seines Handbuches ist mächtig erschüttert. Es geht uns aber oft so im Leben; wir fürchten Hindernisse zu finden, wo keine sind, wir lassen uns durch Erscheinungen hemmen, die ganz gleichgültig sind und dadurch erlahmt oft die freudige Thatkraft. So wurde jene Dame, als die Donner des Echo's aus den Schluchten der Uferfelsen hervorbrüllten, so blaß, daß ich mich schon nach ihrem Strickbeutel umsah, in welchem doch jedenfalls ihre Reiseapotheke steckte; und jenem ehrsamen deutschen Philister fiel sogar die Pfeife aus dem Munde, den er vor Schrecken öffnete. Aber um die Felsen des Binger Lochs kümmern sich beide keinen Pfifferling. Es ist auch zuweilen gut, wenn man die Augen etwas schließt und nicht allzu bedenklich reflektirt. Frisch gewagt ist halb gewonnen! —

Die Ufer des Rheins sind, wie gesagt, wunderschön, aber etwas einförmig. Zwar sorgt die verschiedene Physiognomie der verschiedenen Städte für einige Abwechselung; sonst wäre die Einförmigkeit aber auch zu stark. Die Berge zeigen überall dieselbe Formation, die Felsen dieselbe Gestalt, dieselben Zerklüftungen und die heitern Rebenhügel, die verwitterten Ruinen sehen sich aller Orten gleich. Verlangt nicht, daß ich euch eine Beschreibung oder gar eine Geschichte der unzähligen Ruinen und ihrer früheren ritterlichen Bewohner gebe. Das sind Dinge, die uns schlichte Leute wenig kümmern, die wir gern mit zu den noblen Passionen zählen. Ich will zwar nicht läugnen, daß diese Ruinen mit ihren Thürmen und Zinnen der Landschaft einen ganz besonderen Reiz verleihen; aber ich will auch nicht verhehlen, daß für mich der besonderste Reiz dieser Burgen darin bestand, daß sie eben — Ruinen waren. Ich schwärme durchaus nicht mit Mathisson für ein „bethürmtes Schloß voll Majestät auf des Berges Felsenstirn erhöht“; es ist schon recht gut, daß auch die biderben Ritter jetzt in bequemeren, civilisirten Häusern wohnen — und seit der Zeit ist der Rhein auch viel sicherer zu bereisen. Die Bergschlösser sind trotz aller Restaurationen ein Anachronismus; es schien mir auch, als sähen sie mich verzweifelt verdrieß-

lich an, als wir auf dem Dämpfer, dem kecken, beweglichen Kinde der neuen Zeit, an ihnen vorüberbraus'ten.

Der Strom war mehr als gewöhnlich belebt, weil sich so viele Reisende in Koblenz und der Umgegend zusammendrängten. In Stolzenfels hielt nämlich der König von Preußen sein Hoflager und erwartete seine Gäste, die "graziöse Lady" Königin Viktoria u. s. w. Schon waren viele Dämpfer an uns vorübergeflogen; manche hatten unser Schiff auch überholt. Jetzt, als eben die Wellen der Mosel sich mit denen des Rheins vermischt hatten, als wir die Thürme von Koblenz und den Ehrenbreitenstein im Glanze der Abendsonne vor uns liegen sahen, braus'te ein festlich geschmücktes, beflaggtes Dampfschiff heran. Es war "der König", an seinem Bord der König von Preußen mit seinem Hofstaat auf einer Spazierfahrt begriffen. Unser Kondukteur lief eilfertig hin und her, um eine große Flagge aufziehen zu lassen und mit seinen Katzenköpfen zu salutiren. Der König grüßte; wir braus'ten vorüber, er stromabwärts, wir aufwärts. L.

Schwabenstreiche. *)

Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz **dumm** wird, womit soll man salzen? Es ist nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte, und lasse es die Leute zertreten. Ev. Matth. 5, 13.

Vor ein paar Jahren gaben sich einige Dutzend Studiosen der evangelischen Theologie auf einer norddeutschen Universität bei ihrer Trennung und Zerstreuung in die verschiedenen deutschen Vaterländer das gegenseitige Versprechen einer fortdauernden Correspondenz. Jeder sollte in einem gewissen Zeitraume einen ausführlichen Brief schreiben, der dann bei den Übrigen der Reihe nach circuliren sollte. Aus diesem Cyclus von Briefen fiel mir kürzlich einer in die Hände, den ich im Auszuge dem Publikum mittheilen will. Geschrieben ist derselbe von einem gewissen Köllner — wenn ich den Namen recht verstanden habe — der sich gegenwärtig Studirens halber in Tübingen aufhalten soll. Sind die übrigen Briefe dieser Correspondenz von ähnlichem Caliber, so ist es sehr zu wünschen, daß sie alle veröffentlicht würden, sei es auch nur, um dem Publikum argumenta ad hominem zur Beurtheilung der Frage an die Hand zu geben, was es mit dem Salze der Erde eigentlich auf sich hat. — Einstweilen müssen sich die Leser mit Nachstehendem begnügen:

— — — Ihr habt gewiß Alle das Blatt der evang. Kirchenzeitung gelesen, das uns die Bekehrung einer ganzen Gemeinde in Pommern, in der Pastor Görcke wirkt, mitgetheilt hat. Am 6. Januar, so berichtet Görcke, hätte seine Gemeinde eine durchgreifende Reformation erlebt, nachdem sie seit längerer Zeit wieder in eine geistliche Erschlaffung hineingesunken war. Es ist merkwürdig, daß derselbe 6. Januar in der Bekehrungsgeschichte der Gemeinde meines Schwagers Blumhardt in Möttlingen mit dem Filial Haugstett (?) die bedeutendste Rolle spielt. Doch muß ich vorher zurückgehen auf das,

*) Der Merkwürdigkeit wegen theilen wir diesen Brief mit. Sollte man solche Verrücktheiten in unserer „wissensstolzen" Zeit für möglich halten! Denn es sind offenbar Verrücktheiten; um für Betrügereien zu gelten, dazu sind sie zu dumm angelegt. Die Redaktion.

was die höchst bedeutenden Vorgänge daselbst vorbereitet hat. Mein Schwager fand schon bei dem Antritt seines Pfarramts in Möttlingen vor 6 Jahren eine ledige Person in seiner Gemeinde geisteskrank, verrückt hieß man sie, und dieser Zustand dauerte seinem ersten Keime nach schon mehrere Jahre. Die traurigen Umstände gingen ihm mehr und mehr zu Herzen, und da keine Mittel vorhanden waren, sie in eine Irrenanstalt zu bringen, versuchte er selbst desto eifriger, jene zu erleichtern. Er betete mit ihr und unterredete sich mit ihr in empfänglichen Augenblicken, wobei ihm aber das opponente Betragen bald die bestimmteste Überzeugung beibrachte, daß sie besessen sei. Er sah nun mehr die Umstände darauf an und fand die Symptome der biblischen Besessenen bis in die kleinsten Züge wieder. Durch ernstliches Beten allein, dann in Gemeinschaft mit andern bewährten christlichen Männern der Gemeinde brachte er aber keine spezifische Änderung zu Stande, sondern im Augenblick rasende Opposition und höchstens darauf eine periodische Besserung. Endlich kam mein Schwager gelegentlich mit Professor Stern in Karlsruhe auf die Sache zu sprechen und es fiel ihnen gleichzeitig die Stelle Matth. 17, 21. auf's Herz und wurden auch dahin einig, daß das Fasten nicht ohne besondere Bedeutung sein könne. Mein Schwager that nun dies, selbst allein, oder in Gemeinschaft mit mehrern bewährten Gliedern seiner Gemeinde einige Tage hindurch, während welchen sie je und je gemeinschaftlich hingingen zu ihr und dort beteten und da hat mein Schwager ihr jedesmal die Hände aufgelegt und so über ihr gebetet. Nun sei aber der Zustand auf's Extrem gestiegen. Convulsionen, Zerrungen von heftigster Art traten ein und ein solcher Rumor im ganzen selbigen Hause von oben bis unten, daß mir einer der Männer sagte, er hätte geglaubt, ganz Möttlingen gehe eben im Erdbeben unter. Endlich bekam mein Schwager die innere Gewißheit, daß die Stunde der Erlösung gekommen war, und nachdem er eine längere Unterredung mit den Dämonen selbst, die aus der Person herausredeten, gehabt hatte, wandte er mit aller Kraft des Geistes, die ihm augenblicklich geschenkt wurde, den Exorcismus im Namen Jesu an, auf den heftige Convulsionen erfolgten und mit ihnen fuhren die Dämonen mit heftigem Geschrei aus. Die Person ist seitdem (es ist jetzt ein Jahr her) ganz hergestellt, so daß sie die Näh- und Strickschule des Orts und die Kleinkinderschule zu übernehmen als befähigt erklärt wurde und Beides seitdem mit sehr erfreulichem Erfolg leitet. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß mit dieser geistigen Genesung die körperliche Hand in Hand ging. Sie hatte nämlich von einer Achsel-Verrenkung, die sie sich durch einen absichtlichen Sturz zuzog, einen höckerartigen Auswuchs auf dem Rücken. Mehrere Jahre vorher wollte sie sich (unter andern Selbstmord-Versuchen) einmal erstechen; die gemachte Wunde in der Nähe des Herzens konnte nicht mehr zugeheilt werden, was auch die Ärzte Alles versuchten. Endlich hinkte sie ziemlich stark, da der eine Fuß kürzer war als der andere. Diese drei bedeutenden Gebrechen sind seit jener Heilung in kurzer Zeit völlig verschwunden. Was die Dämonen schon vor ihrer Austreibung dem Blumhardt sagten, sie würden allen ihren Grimm gegen ihn ergießen, wenn er sie austriebe, haben sie auch zu halten versucht. Verschiedene Personen, besonders Verwandte jener — Gottliebin ist ihr Vorname — hatten schwere Kämpfe zu bestehen. In der Gottliebin selbst nämlich war ein Dämon, der sich im besondern Sinn Teufel der Zauberei nannte (und wirklich hatte die Gottliebin auch Zauberei

getrieben) und behauptete, wenn er in die Hölle geworfen würde, könnte kein Mensch mehr Zauberei treiben. In dieser Zeit nun kamen unzählige Beispiele von Verhexungen vor — ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck, da Alles, was man von Hexerei oder Verhexungen sich erzählt, da mindestens sein Analogon findet. Die Schwester der Gottliebin wurde nun total besessen und war in ganz ähnlichen Umständen, wie diejenigen ihrer Schwester. Durch Fasten und Beten und endlichen Exorcismus wurde aber auch sie geheilt, und zwar auch so in einem Moment. Blumhardt hatte zu der Heilung natürlich wieder mehrere Männer mitgenommen und im Moment, wo die Dämonen ausfuhren, schrie eine Stimme so gewaltig, daß der größte Theil des Ortes in Allarm gerieth. Die Leute standen auf — es war Nacht — machten Licht, kamen theilweise auf die Straßen und fragten einander, was denn passirt — die Worte waren: Jesus ist Sieger! d. h. damit schloß das Geschrei und in diese Worte wurde auch die meiste Kraft der Stimme gelegt. (N. B. Ich war früher der Meinung, diese Stimme hätte sich früher bei der Gottliebin selbst vernehmen lassen, und habe dies wohl auch dem Einen oder Andern von Euch geschrieben; es sei hiermit rektifizirt.) Von den Zaubereien will ich nun auch einige hersetzen. Einmal wurde Blumhardt zu einer Person gerufen, die, so hieß es, einen so heftigen Anfall eines Blutsturzes erfahren hatte, daß sie in einigen Minuten sich verbluten müsse, wenn es andauere. Blumhardt eilt hin und findet sie sitzend den Kopf über ein Gefäß haltend, in welches aus allen Öffnungen des Kopfes das Blut herabströmt. Er legt ihr die Hände auf und betet kurz aber sehr inbrünstig und kaum hat er ausgebetet, fühlt er etwas Hartes auf dem Kopfe (am obern den Theil des Hinterkopfes). Er untersucht die Stelle und findet einen Nagelkopf, dessen er sich mit Mühe bemächtigt und einen über 3 Zoll langen Nagel herauszieht, und zwar in senkrechter Richtung in den Mittelpunkt des Kopfs war er eingeschlagen. Das Bluten hört aber jetzt plötzlich auf, und wie Blumhardt nach der Stelle sieht, wo der Nagel herausgezogen ist, ist nichts mehr zu entdecken, keine Spur einer Wunde, noch einer Narbe. So hat er nun verschiedenen Personen Nägel, Nadeln, Drähte von 1½ Fuß Länge theils aus dem Kopfe, aus den Ohren, den Augen u. s. w., theils aus der Brust, theils aus der Seite an der Stelle des Herzens herausgezogen, wo jedesmal die heftigsten Schmerzen, die die Personen zu tödten drohten, plötzlich verschwanden und mit ihnen auch die Wunde. Namentlich kamen die Fälle häufig vor, daß er Nadeln aus den Augenwinkeln herausnahm. Auf einzelne Fälle der Art will ich mich nicht weiter verbreiten. Eigentlich Besessene kamen indeß noch mehrere vor; unter ihnen ist mir namentlich ein Fall noch interessant gewesen. Eine besessene Person hatte Blumhardt schon einige Zeit beschäftigt, und er konnte nicht mit ihr fertig werden. Der Dämon behauptete, daß er eine verstorbene Menschenseele sei und bat ihn, er möchte doch für ihn beten, daß er einen Ruheort erhalten könnte; dann würde er gern ausfahren. Dies hielt Blumhardt anfänglich für eine Täuschung, that es aber doch und hielt einige Tage mit Fasten und Beten für ihn an und wie er wieder hinkommt und ihm jetzt im Namen Jesu befiehlt, auszufahren, verließ er ihn ohne besondern Lärm. Was werdet Ihr wohl allesammt zu diesen Dingen sagen? Ich gäbe, weiß nicht was, ich hätte Euch Alle da und könnte es Euch erzählen und alle die Einwendungen und Fragen, die ich selbst meinem Schwager bis in's kleinste Detail vorlegte, noch einmal

durchzusprechen. Oder besser, wir gingen allesammt hinüber nach Möttlingen — es ist ein Weg von 8 Stunden — und ließen uns da von meinem treuen Blumhardt unterrichten, an dessen origineller, ächt schwäbischen, (sic!) kräftigen Persönlichkeit Ihr ohnedieß alle Freude haben solltet. Da würde er uns die Nägel und Nadeln und Drähte vorzeigen, deren geheimnißvolles Ansehen mit all ihren Haken und Krümmungen und Windungen einen schauerlichen Eindruck machen können. Wichtigere Documente jedoch würden uns in den geheilten Personen vorgeführt, deren Mund voll Lob und Dank gegen Gott stets überfließt. So wie ich's Euch da erzählt habe, werdet Ihr schwerlich zum Glauben zu bringen sein; die Dinge gränzen nicht nur an's Unglaubliche, sondern übersteigen dasselbe, und (Lücke im Manuscript) Ihr gut, daß Zauberei u. dergl. Hexereien keine Glaubensartikel im Katechismus und der Dogmatik sind. Wenn sie Einem in den Wurf kommen, daß man sie erfahren muß, so mag es auch noch Zeit sein, sie als reale Erscheinungen aufzufassen. Aber ich gebe doch neben dem, was ich hier erzählte, Euch Allen zu bedenken, was sich von frühern Zeiten Erzählungen von Zauberei erhalten haben. Ich bin in den Herbstferien bei Eschenmeyer gewesen, dem bekannten, jetzt alten Professor der Philosophie, der gegenwärtig in Kirchheim unter Teck lebt. Der hat alte handschriftliche und gedruckte Dokumente, die dergl. Dinge erzählen, so kräftig bezeugt, wie vielleicht wenig Thatsachen der ganzen Geschichte, die auf uns gekommen ist. Thatsachen von Hexereien aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert, bei denen wir den Verstand verlieren möchten, wenn sie reel sind, aber sind sie es nicht und haben sich dabei so eine Menge theilweise sehr gebildeter, hochgestellter Personen getäuscht, so möchte man ihn zweimal darüber verlieren. Am Ende kommt's auf Eins heraus; wir halten sie für Dummköpfe, daß sie's glaubten und sie halten uns für Dummköpfe, daß wir voraussetzen, es könne Nichts geschehen, als was wir uns mit unserm Bischen ratio herdeduciren könnten. Mit dem gleichen Rechte wenigstens halten sie das von uns oder mit mehr Recht, denn wir stolze Geschlechter des 19. Jahrhunderts halten uns für so übermäßig gescheidt, daß wir uns nicht einmal die Muße nehmen, jene Erzählungen, die theilweise von sittlich hoher Bedeutung sind, einer Prüfung zu würdigen; das ist eine unverzeihliche Impertinenz, die wir den Vätern gegenüber an den Tag legen. Unser Dampfwagen- und Fabriken-Verstand, unsere Kaufmanns-Intelligenz einerseits und das absolute Wissen andererseits, — beide Seiten unserer bis in die Einseitigkeit (?) allseitigen Bildung mag von so was nicht hören, was in dem niedrigen Horizonte keinen Raum hat. Nicht weniger als diese Zaubereien sind Krankenheilungen durch Gebet und Handauflegen im Namen Jesu Thatsachen der Geschichte aller Jahrhunderte; die Dogmatik dagegen beweist im höchsten Falle ihre Realität für's apostolische Zeitalter und noch was darüber hinaus und es soll dann im Begriff des Wunders liegen, daß es jetzt keine mehr giebt. Ich muß gestehen, daß ich diese Logik nicht verstehe. Eschenmeyer hat Dokumente aus dem 18. Jahrhundert, z. B. von einem katholischen Geistlichen, der am Bodensee oben lebte und im ächt evangelischen Geiste Krankheiten die Menge durch Gebet heilte und zwar in Gegenwart von Ärzten, Juristen, Theologen, Fürsten u. s. w. — oft waren gegen hundert Personen zugegen — die dem genau geführten Protokoll alle ihre Namen beisetzten. Mein Schwager in Möttlingen nun hat auch diese Gabe und Glaubenskraft; es giebt kaum mehr eine Krankheit,

die er nicht schon geheilt hätte, namentlich langwierige, wie Gicht, Epilepsie u. s. w. Einen sehr interessanten Fall mit einer besessenen Person hat mir Eschenmeyer auch mitgetheilt, der mir eben jetzt beifällt, und um ihn nicht zu vergessen, folgt er gleich hier. Ein Mann aus einem Dorfe in der Nähe von Kirchheim klagte dem Eschenmeyer sein Unglück mit seinem Mädchen, das schon Jahre lang verrückt oder besessen sei. Es hätte einmal, wie es vom Felde nach Hause gekommen, aus einem Kruge, der auf dem Tische gestanden, Wasser getrunken und der erste Schluck hätte es sehr im Halse gewürgt, und von da an sei sie aber besessen oder so was. Eschenmeyer ließ das Mädchen kommen und forderte im Namen Jesu den Dämon auf, ihm Antwort zu geben. Darauf hätte sich der Dämon mit sichtbarer Anstrengung in die Zunge des Mädchens heraufgearbeitet und nun mit kräftiger Baßstimme geredet. Er erzählte, daß er der Geist eines hochgestellten Geistlichen, der zur Zeit der Reformation gelebt habe, sei, und daß er seit Jahrhunderten umhergeirrt. Einmal hätte ihm aber ein Zauberer im Hause dieses Mädchens, das er jetzt besitze, zum Fenster herausgerufen und hätte ihn in einen auf dem Tische stehenden Krug Wasser hineingebannt, und mit dem ersten Schluck, den das Mädchen getrunken, sei er hineingefahren. Er erzählte außerdem noch Mehreres. Der Vater gestand dann noch, daß allerdings, ehe das Mädchen nach Hause kam, ein sehr verdächtig aussehender Mann in's Zimmer getreten sei, und auf seine Bitte um etwas zu Essen, hatte er ihn einen Augenblick im Zimmer allein stehen lassen, um ihm ein Brod zu holen. Eschenmeyer fragte dann den Dämon, ob er denn lateinisch und italienisch könne, und nachdem er es bejaht, legte er ihm lateinische und italienische Klassiker Prosa und Poesie (Virgil) vor, die er mit schönem Accent las. Dies ist eine Geschichte aus der jüngsten Zeit. Das Mädchen ist noch jetzt in diesem Zustande. Es ist beinahe zu fürchten, daß noch einige dergl. Leute existiren, und daß namentlich in den Irrenhäusern mancher Dämon seine Herberge hat und zu den physischen Operationen der Ärzte auf den Stockzähnen lacht. — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —.

Ein anderer merkwürdiger Umstand bei Blumhardt ist der, daß die vielen Krankenheilungen, die er selbst verrichtet, ihn und andere lebendig gläubige Glieder seiner Gemeinde und der Umgegend zu der Ansicht brachten, als sei das Princip der Krankheit eine fortlaufende Actuosität des Teufels und zwar eben unmittelbarer Art desselben, daher er denn auch consequenter Weise der ärztlichen Hülfe das Vertrauen durchaus versagt hat und ist bis jetzt seit der Zeit kein Arzt in das Dorf gekommen. Die drohendsten Zufälle von Krankheit beten die Leute eben weg, daß es eine Freude ist, sogar Arm- und Beinbrüche. Meine Schwester selbst, Blumhardt's Gattin, war todtkrank, und wer sie sah, dachte nicht an ein Aufkommen, und wie ihm die Gewißheit der Erhörung wurde und er die Hände auflegte, da dauert es noch 10 Minuten, so ist sie angekleidet und flott, während sie eben vorher keine Kraft mehr hatte, auch nur eine Hand zu regen! — Es sind Thatsachen, Geliebte! sie sollen uns was lehren. Blumhardt glaubt, es müsse jetzt bald eine neue Zeit für die evangel. Kirche antreten, wo Dogmatisiren wieder einmal untergeht im Leben, und wo die apostolischen Kräfte und Gaben wieder zum Vorschein kommen. Die Kirche müsse den Wundern der Weltweisheit Wun-

der des Glaubens entgegensetzen, er glaubt, daß vor der antichristlichen Erdepoche ein großer Pfingsttag eintreten werde, der wohl die Wuth des Teufels recht herausfordern müsse, und dann komme der Antichrist. Die Sache hat vom allgemeinen Standpunkte aus manches für sich und in der heil. Schrift mindestens nichts gegen sich. Ihr werdet Euch wundern, daß von einer so bedeutenden Erscheinung kirchlichen Lebens noch nichts bekannt gemacht wurde. Es liegt dies einerseits daran, daß wir Süddeutsche eben noch kein evangel. Organ haben, was dergl. berichten könnte, und andrerseits darin, daß mein Schwager Nichts veröffentlichen will, und der Überzeugung ist, der Segen dieser Herablassung Gottes müsse sich auf unmittelbarem Wege fortsetzen und ausbreiten. — — — — — — — — — — — — —

Soweit der Brief unseres jungen hoffnungsvollen Theologen. Man sieht, auch das Christenthum hat Ursache, auszurufen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!“ — Was übrigens das Besessensein anbelangt, so muß ich gestehen, daß mich der obige Brief fast überzeugt hat; wenigstens ist es mir sehr wahrscheinlich geworden, daß der Geist des Freiherrn von Münchhausen in den Schreiber desselben gefahren ist. — Jedenfalls ist es hiernach klar, daß noch mehr aus dem Spitale entlaufene alte Weiber in Hosen umherlaufen, als die Herren Eschenmichel und Kernbeißer, welche uns der wackere Immermann in seinem Münchhausen mit so unnachahmlicher Laune schildert.

Neue Predigten.

Es ist eine häufig gehörte Klage, daß sich die Gegenwart gegen die kirchlichen Institute indifferent verhalte und diese Klage ist — nicht grundlos. Die Intelligenz will allerdings nichts mehr vom kirchlichen Leben, nichts mehr vom Predigen wissen, aber so fragen wir: woran liegt das? Dies der Grund: die Geistlichkeit lebt anno olim, weilt noch immer in ihren Predigten in vergangenen Zeiten, sie geht dasselbe Geleise wie zu den Tagen unserer Väter und Großväter; die Gebildeten aber haben jenen Boden schon lange verlassen und können, erfüllt vom modernen Geiste, darum unmöglich Interesse für jene Predigten haben. Nur Predigten, die in der Zeit wurzeln, die davon sprechen, was jetzt alle Köpfe und alle Herzen bewegt, — nur diese können noch ein solches Publikum finden und finden es auch. Predigten dieser Art sind aber, wie die die Erfahrung zeigt, äußerst selten; und ich halte es daher um so mehr für Pflicht der Presse, daß sie, wenn derartige Predigten erscheinen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zu lenken sucht. Ich will deßhalb in Nachfolgendem die Leser dieses Blattes mit solchen „Neuen Predigten“ bekannt machen. —

Diese Predigten haben den Superintendent A. C. Wolfhausen zu Örlinghausen im Fürstenthum Lippe zum Verfasser und sind vor Kurzem in dem Verlage d. Bl. und zwar unter dem Titel: „Vier Predigten, eine am Osterfeste, zwei über Zeitfragen, und eine zur Feier des Regierungsjubiläums Seiner Durchlaucht des Fürsten zur Lippe“ und „Predigten eines Emancipirten“ erschienen. Wie schon angedeutet, tragen diese beiden Sammlungen das Gepräge der modernen Wissenschaft an der Stirn, sich also von allen bisherigen Geisteserzeugnissen, mit denen hin und wieder Geistliche aufgetreten sind, im Wesentlichen unterscheidend. Schon die Vorrede zu der ersten klärt uns über den Standpunkt, den der Verf. einnimmt, mit deutlichen Worten auf. Der Verf. sagt unter anderm: die Predigten seien in den Druck gegeben, „um jüngern

Predigern eine Probe zu geben, wie die hier theils ausgesprochene, theils angedeutete Wahrheit an das Hergebrachte und Bestehende angeknüpft und dergestalt in dasselbe eingekleidet werden kann, daß das Volk in der Erkenntniß der sogenannten göttlichen und der menschlichen Dinge oder mit Einem Worte, der wesentlichen höhern Lebensangelegenheiten und in der rechten Gesinnung in Ansehung derselben gefördert werde."

Hiernach hat der Verf. den Standpunkt erreicht, der als Resultat der philosophischen Entwicklung unserer Zeit bezeichnet werden muß, aber noch mehr leuchtet das ein, wenn wir auf den Inhalt dieser Predigten in der Kürze, da uns ein nur geringer Raum d. Bl. zur Besprechung offen steht, eingehen wollen.

Was die erste Sammlung betrifft, so enthält sie, wie der Titel andeutet, vier Predigten, von denen die erste "der Zuruf des Auferstandenen: fürchtet euch nicht" überschrieben ist und spricht davon, daß wir keine Furcht zu haben brauchten 1) vor den Wundern einer übernatürlichen Welt; 2) vor den Menschen; 3) vor der Macht des Bösen überhaupt; 4) nicht vor dem Tode und 5) vor dem Gerichte. — "Unsere Thätigkeit zu Verminderung der Leiden der Armuth" ist der Titel der zweiten Predigt und bei ihr wollen wir uns, da sie namentlich mit der Tendenz, welche diese Blätter verfolgen, harmonirt, etwas länger aufhalten. Indem sie an den aus der Apostelgeschichte 3, 1—8 entlehnten Text anknüpft und die darin mitgetheilte Geschichtserzählung kurz erzählt, fährt sie fort: weder die freiwillige, noch auch die bürgerliche Armenpflege sei zureichend, der leidenden Menschheit eine nachhaltige Hülfe zu gewähren. "Das Übel liegt tiefer, heißt es wörtlich, als daß es durch solche obenhin wirkende Heilmittel fortgeschafft werden könnte. Man fängt deßhalb an darauf zu denken, wie in einer gründlichern Weise ein besserer Zustand der Dinge herbeigeführt werden könne." Hiernächst geht der Verf. auf die Gründe, welche sehr häufig die Menschen bestimmen, für Verminderung der Armuth etwas zu thun, näher ein und findet, daß z. B. das Almosengeben oft aus einer unlautern Quelle fließe, daß es aus Mode oder der Armen los zu werden geschehe, aber, sagt er, es sei nicht minder unlauterer Art, wenn's um Gottes willen geschehe. "Sofern die Furcht vor der Pein, welche als göttliche Strafe diejenigen treffen soll, welche des Herrn Willen gewußt, aber nicht gethan haben, sie bewegt, sind sie Sclaven, welche die geschwungene Geißel zur Arbeit treibt und sofern sie bei ihrer Thätigkeit zu Verminderung der Leiden der Armuth die Absicht haben, sich des Himmels Freude und Seligkeit als Lohn zu erwerben, sind sie vom Eigennutze beseelte Lohndiener." — Unsere Thätigkeit zur Verminderung der Noth unter den Menschen, sagt der Verf. mit Recht, dürfe nicht oberflächlich und nicht einseitig sein, sie dürfe nicht allein leibliche, sie müsse auch geistige Hülfe gewähren. "Leiblich und geistig einwirken wollen auch in unsern Tagen die, welche sich die Verminderung der Leiden der Armen, oder was leider! dermalen, fast dasselbe sagen will, der vorzugsweise sogenannten arbeitenden Klassen der Gesellschaft zum würdigen Ziele ihres Forschens und Strebens gemacht haben und machen. Denn sie sehen wohl ein, daß beides, Leib und Geist, nur Einen Menschen ausmacht, daß der vom leiblichen Elend Darniedergedrückte sich nicht zu geistiger Bildung erheben kann, weil ihm die Mittel und die Kraft dazu fehlen, aber daß auch umgekehrt die Sünde oder das geistige Elend, z. B. Völlerei und ausschweifende Wollust das leibliche Verderben der Menschen ist." —

Die dritte Predigt ist "das Glück langer segensreicher Fürstenregierungen" betitelt, in der wir mancher treffenden Bemerkung über den gegenwärtigen politischen Zustand Deutschlands begegnen. Die Überschrift der vierten lautet: "Ungesäumte Verrichtung der Werke Gottes." Unter "Werke Gottes", meint der Verf., würden Manche die

„Wunder", die Jesu beigelegt würden, verstehen, aber mit Unrecht; diese „Wunder", diese Einwirkung des Menschen auf die Natur, sollten nur Jesu Lehre den Eingang verschaffen. Sie waren nur das Mittel, die Lehre der Zweck. „Und sie, die von Jesu mitgetheilte Wahrheit, daß des Menschen Sohn auch Gottes Sohn sei — diese beglückende Wahrheit ist es, durch welche Jesus jetzt noch der Heiland Aller wird, die von demselben Geiste der Wahrheit und der Liebe, der ihn beseelte, sich beleben lassen u. s. w." Die Lehren Jesu, von dem Geiste der Wahrheit und der Liebe eingegeben, sind also als Gottes Werke zu betrachten und diese Werke sollen auch wir thun: „In Gott soll aber auch dasjenige gethan sein, was wir, m. Fr., thun und wirken, und es ist in Gott gethan, wenn es im Dienste der Wahrheit und der Liebe geschieht." Unser Werk sei, die Welt immer mehr vom Aberglauben zu befreien, zu streben, daß auch die Armen an den Gaben der Erde Theil hätten und warum sollen wir das? Nicht etwa, weil das als Gottes Wille in den Offenbarungen verkündet wird, auch nicht, um dadurch die ewige Seligkeit zu erlangen, sondern, „weil wir einsehen, daß es die Ordnung der Welt und unserer Natur so mit sich bringt, oder, wenn ihr die Sache lieber so ausgedrückt hört, weil es eben Gottes Wille ist." Diese Werke sollen wir aber ungesäumt wirken; hierüber spricht der dritte Theil. —

Indem wir hiermit diese erste Sammlung verlassen, wenden wir uns zur Betrachtung der zweiten, der „Predigten eines Emanzipirten". — Der Verf. hat derselben eine „Vor- und Schutzrede vorausgeschickt, in der er sich über die Frage, welche die Altgläubigen an ihn richten würden: „wie kannst Du doch bei Deinem Glauben christlicher Prediger bleiben?" weitläuftig ausspricht und in Bezug auf die Forderung, daß alle die, welche den Kirchenglauben nicht mehr haben, aus der Kirche austreten oder besondere Secten bilden sollten, welche Forderung von Vielen gestellt wird, ist er der Meinung: „Man lasse die Gesammtheit bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Bestandtheile unangefochten und wolle die Anzahl der christlichen Secten, die schon da sind, nicht in's Unendliche vermehren! — Man traue dem Gott," schließt er, „der da will, daß allen Menschen geholfen werde und deßhalb alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, zu, er werde schon diejenige Übereinstimmung in dieser Erkenntniß, die dazu nöthig ist, daß ihnen geholfen werde, hervorzubringen wissen. Oder mit andern Worten dasselbe gesagt: Man zweifle nicht, daß die menschliche Natur, wie sie in leiblichen Nahrungsmitteln hinlänglich in dem Urtheile darüber übereinstimmt, was wohl schmeckt und wohl bekommt, ebenso im Gebiete des Geistes dasjenige finden werde, was sie zum Leben und Gedeihen bedarf."

Wir können des beschränkten Raumes wegen aus den in dieser Sammlung mitgetheilten Predigten, deren Anzahl sich auf 13 beläuft, nur Weniges, welches uns besonders bemerkenswerth erscheint, anführen; so theilen wir Einiges aus der ersten Predigt: „die Zeichen der Zeit" mit. — Sowie zu den Zeiten, als Jesus aufgetreten sei, das Alte nicht mehr habe befriedigen können, so auch in unsern Tagen; „auch in unsern Tagen kann der Beobachter nicht verkennen, daß die alten Zustände und Verhältnisse nicht mehr ausreichen wollen". Man verlange daher nach Neuem und Bessern und in Bezug auf dies Verlangen würde von den Mächtigen häufig derselbe Weg gegangen, der von den jüdischen Oberhäuptern zu den Zeiten Christi eingeschlagen wäre: „Sie — die jüdischen Oberhäupter — behandelten, wie es seitdem von den ihnen Gleichgesinnten so oft geschehen ist und noch geschieht, die Wahrheit als Irrthum. Aber das Bewußtsein des Menschen muß doch am Ende über die Wahrheit entscheiden. Was als Bedürfniß sich fortwährend fühlbar macht, das läßt sich nicht als eine Verirrung und leere Einbildung abweisen." — Wir sollen nur auf die Zeichen der Zeit achten und den Winken derselben folgen. Häufig werde diese Pflicht

versäumt: „Man verachtet die Winke der Zeit oder man befolgt sie nur halb, und setzt sich so der Gefahr aus, in ähnlicher Weise wie das unglückliche Volk der Juden unterzugehen.“ —

„Die Auferstehung nach der Kreuzigung als Bild des Sieges der guten Sache“, so lautet die Überschrift der 6. Predigt; aus deren IV. Theil heben wir folgendes hervor: Die gute Sache scheine oft zu unterliegen, aber es sei das nur ein Schein: „Die Freunde der Wahrheit werden unterdrückt, und es sieht aus, als ob ihre guten Absichten vereitelt wären. Ja es ist nicht zu läugnen, daß die Sache der Freiheit bei ganzen Völkern entweder durch die eigene innere Verderbniß oder durch die Übermacht fremder Feinde unterliegen kann. — Allein im Ganzen und am Ende muß doch die gute Sache zum Siege gelangen, weil sonst die ganze Welt und das Leben zu Grunde gehen und aufhören müßte —“

Als besonders beachtenswerth führen wir noch folgendes an: „Das Eifern um veraltete Satzungen“ und „der verderbliche Grundsatz des Stillstandes“. —

Soviel dürfte schon hinreichend sein, die Leser d. Bl. auf die angezeigten Predigten hinzulenken und wir sind der festen Überzeugung, daß sich dieselben ein bedeutendes Publikum erobern werden. Die Partei des „Bestehenden“ und des „Veralteten“ wird nun natürlich ihre Mittel anwenden, um dieser in obigen Predigten enthaltenen Wahrheit, einem Erzeugnisse unserer philosophischen Entwicklung, entgegenzuarbeiten, bis sie endlich wehmüthig scheidet von dem Schauplatze ihrer gestürzten Herrschaft und die junge Wahrheit siegreich und mit Jubel empfangen einzieht. — (✕)

Nochmals in Sachen des Telegraphen.

Der in Hamburg erscheinende, von Georg Schirges redigirte Telegraph für Deutschland bemüht sich seit einiger Zeit zwischen dem Socialismus, Kommunismus und der Politik eine Verständigung herbeizuführen. Ebensowohl nach Lage der Sache, als auch bei der beschränkten Anschauungsweise und Unkenntniß der Redaction mit dem Verlaufe der neuesten Bewegung möchten wir dieses Unterfangen für ein eitles Bemühen halten und wollen deßhalb die betreffenden Aufsätze getrost bei Seite liegen lassen. Herr G. Schirges tritt entschieden auf die Seite der Vermittelungssüchtigen. Er möchte es gern Allen recht machen — um es um so sicherer mit Allen zu verderben. In einer Bemerkung zu einem Aufsatze von Carl Eck aus Berlin in Nro. 183 des Telegraphen, der zuerst eine Verständigung versuchte, die von Westphalen aus von der Hand gewiesen wurde und der Herr Eck „ein anderes Wort zur Verständigung nach Westphalen“ in der genannten Nummer folgen läßt, bittet die Redaction die Leser „noch einmal Nachsicht zu üben, wenn sie mit einer Sache behelligt werden, die in ihren Augen hinreichend klar sein dürfte“. Wir zweifeln sehr daran, daß den Lesern des Telegraphen die neueste Bewegung, über die so viel Unklarheit und Mißverständnisse herrschen, hinreichend klar sein dürfte, wenigstens hat Herr Schirges durch seinen Aufsatz „für und wider die Kommunisten“ höchstens dazu beigetragen, das Verständniß noch mehr zu erschweren und falsche Begriffe zu verbreiten. — Sodann nimmt er den Berliner Mitarbeiter gegen den Westphälischen in Schutz, indem er vom Ersteren sagt: „unser Mitarbeiter meint es ehrlich und das ist die Hauptsache.“ — Es ist allerdings eine gute Sache, es ehrlich zu meinen; aber man kann trotz aller Ehrlichkeit sehr unwissend und confus sein und unserer Ansicht nach kommt es bei einer Erörterung hauptsächlich auf die Gründe und nicht auf die mehr oder minder ehrliche Meinung an.

Durch eine „ehrliche“ Meinung läßt sich eine Streitfrage nicht beseitigen. Darauf wird den Kommunisten und Jungdeutschen (die hier einmal zusammengewürfelt werden) der Rath ertheilt, es sich zur Warnung dienen zu lassen, daß „die Fehde Marx ./. Becker damit geendet, daß die neue Regierung beide Parteien des Landes verwies“. Ähnliches trifft alle Bestrebungen, die das Bestehende nach besserer Erkenntniß umzugestalten trachten und die neueste Zeit giebt Belege genug zu dieser Behauptung. Deßhalb aber sich diese Opposition des Bestehenden, die die Macht in Händen hat, zur Warnung dienen zu lassen, seine Erkenntniß deßhalb zu verläugnen, bezeichnen wir, gelinde ausgedrückt, mit Feigheit, und es mag Herr Schirges sich diese seine eigne Warnung noch so sehr zu Herzen nehmen, wir thun es nicht. — Alle diese Punkte sind aber unbedeutend im Vergleich zu dem Angriffe, den die Redaction auf Weitling macht. „Weitling will sich in London ein Patent auf eine Bandmaschine geben lassen und er ist doch immer noch eines der Häupter der Gemeinschafts-Prediger und Privilegiumhasser. — Was hilft aber alles Predigen ohne Anwendung der Moral“? Einen großartigeren Beweis ihrer Unkenntniß in einer Sache, „die den Lesern hinreichend klar sein dürfte“, konnte die Redaction des Telegraphen nicht ablegen. — Lebt der Einzelne etwa in der Gemeinschaft, wenn er seinen Privat-Erwerb, wie ihn die jetzige Einrichtung der Gesellschaft eben nur möglich macht, aufgiebt und sich dafür auf das Betteln legt oder sich dem Verhungern Preis giebt? Kann der Einzelne für seine Überzeugung besser wirken, wenn er die Mittel zu seiner Existenz gesichert hat, oder wenn er, von Nahrungssorgen gequält, nicht weiß, woher er Brod, Kleidung, Obdach und die Mittel zu seiner Bildung entnehmen soll? Ist das überhaupt das Wesen der Gemeinschaft? verlangt das die Lehre der Gemeinschaft, daß der Einzelne sich dem Elende Preis gebe, weil er seine Ansichten nicht über Nacht ausführen kann? Sollen wir eine Ansicht, der wir mit tiefster Überzeugung anhängen, deßhalb nicht aussprechen und geltend zu machen suchen, weil die bestehenden Verhältnisse dieser Ansicht gemäß noch nicht gebildet sind? weil wir unsrer Ansicht gemäß sie am morgenden Tage noch nicht umgestalten können? Wer so etwas verlangen, solch einen Satz aussprechen kann, der läugnet die Geschichte und die Entwicklung. Nichts Neues, nichts Besseres ist auf Erden in einem Gusse entstanden; bei Einzelnen reifte die Erkenntniß, sie sprachen ihre Überzeugung aus und suchten sie zu verbreiten, bis das Bewußtsein des Volkes reifte und die Ausführung möglich machte. Das ist der Weg einer jeden Entwicklung. — Weil wir aber nun heute innerhalb der bestehenden Gesellschaft unsern Lebensunterhalt nur erwerben, nur leben können, wenn wir uns ihren Satzungen fügen, ist es denn nöthig, daß wir diese Satzungen deßhalb als die besten anerkennen und dürfen wir deßhalb nicht eine bessere Gestaltung predigen, weil heute noch die „Anwendung der Moral“ den Einzelnen vernichten würde, weil der Einzelne heute noch nicht die Macht hat, seine bessere Erkenntniß zur Wirklichkeit der Gesellschaft zu machen? **N.**

Weltbegebenheiten.

Januar.

Kaum sind die Besorgnisse etwas verschwunden, welche die Furcht vor einem langen strengen Winter in uns erweckte, so werden wir schon durch neue Gefahren bedroht. Durch die anhaltenden Regengüsse sind überall die Ströme mächtig angeschwollen und von allen Seiten werden schon Überschwemmungen gemeldet. Und wenn dieselben auch

nicht grade direkt so übermäßige Verheerungen anrichten, wie wir sie in andern Jahren wohl zu beklagen gehabt haben, so wäre es doch leicht möglich, daß durch die Nässe in tiefer liegenden Gegenden die in flachen Erdgruben aufbewahrten Wurzel- und Knollenfrüchte verfaulten und den Mangel an Lebensmitteln bedenklich steigerten. Dieser Mangel ist nämlich entschieden da und die Preise steigen täglich höher, wie sehr die Bourgeoisie mit ihrer rosenfarbenen Phantasie auch den Mangel läugnet und ein Sinken der Preise verkündet, weil die Theurung mit ihren Konsequenzen ihr unbequem werden könnte. „Jeder hat mit seinen Lebensmitteln gespart, sagt sie; also sind Vorräthe da, also werden die Preise herabgehen“. Selbst angenommen, daß wirklich hinreichende Vorräthe da wären, was nach der neulichen Rede Robert Peel's über die Lage Irlands füglich bezweifelt werden kann, bestimmen denn diejenigen den Marktpreis, welche mit ihren Vorräthen sparen, um länger für sich und ihre Familie davon zu zehren, oder die großen spekulirenden Kornhändler? Und werden diese geneigt sein oder wird man von ihnen verlangen, daß sie die „günstige Konjunktur“ — den Hunger — nicht benutzen, nicht möglichst ausbeuten sollen? Wer wird das erwarten bei dem Prinzip der Vereinzelung, der freien Konkurrenz, bei welcher Jeder nur für sich sorgen kann und welches die gegenwärtige Gesellschaft anerkennt? Und sollen etwa dadurch die Preise sinken, daß England, welches in Irland mit Hungersnoth und Verzweiflung der hungernden Masse bedroht ist, für den Augenblick jedenfalls seine Häfen der freien Einfuhr öffnen wird, wenn es auch die Korngesetze nicht mit einem Schlage abschafft? Gewiß nicht! Wie ist also zu helfen? Preußen hat in der Rheinprovinz die freie Einfuhr von Getraide erlaubt, weil von allen Seiten besorgliche Klagen über den Mangel und die Noth einliefen. Die Wirksamkeit dieser Maßregel wird aber dadurch aufgehoben, daß andere Staaten diesem Beispiel folgen werden, und am Ende sind die Verhältnisse aller Orten dieselben; überall hat man nur eine mittelmäßige, in vielen Gegenden aber eine schlechte Ernte gehabt. Das einzige Mittel, der wucherischen Spekulation wirksam entgegen zu treten, wäre, daß der Staat mit seinen großartigen Mitteln die Konkurrenz der Privaten siegreich bekämpfte, daß er seine Vorrathshäuser öffnete und wenn auch mit erheblichen Zuschüssen durch billigen Verkauf die Spekulanten zwänge, die Preise ebenfalls zu ermäßigen. Die an vielen Orten gebildeten Vereine vermögen das nicht, weil sie nicht über so bedeutende Mittel gebieten; sie können nur lokal die alleräußerste Noth lindern, aber ihr nicht abhelfen. Und ich fürchte, daß einestheils die Magazine des Staats nicht ausreichen, und daß anderntheils die Regierung sich nicht zu einem solchen Schritt entschließen wird. Denn bei dem Mechanismus unseres Staates greift man nur schwer zu einer so außerordentlichen Maßregel. Man wird sagen, das sei eine Beschränkung der Rechte, des Erwerbes der ganzen Klasse der Kornhändler, obgleich doch gewiß die Rechte der Masse der Bevölkerung auf Befriedigung der nothwendigsten Anforderungen an das Leben höher stehen, als der Erwerb einer einzelnen Klasse durch Ausbeutung der für sie günstigen, für das Volk aber höchst ungünstigen „Konjunktur“. In ein solches Dilemma wird man immer gerathen, so lange die Wohlfahrt Aller der Wohlfahrt Einzelner untergeordnet wird, so lange die Vereinzelung und der Privaterwerb uns beherrschen. —

Preußen. Die Landtagsabschiede, die so lange erwartet und so viel besprochen wurden, sind erschienen. Ihr Inhalt ist so, wie ihn aufmerksame Beobachter des Gouvernements, welche mehr nüchterne Kaltblütigkeit und Wahrheitsliebe, als phantastische Hoffnungen hegen, längst vorauswußten. Die allgemeinen politischen Fragen, die darauf bezüglichen Anträge der Stände auf eine Verfassung, auf Öffentlichkeit der ständischen Sitzungen oder Namensnennung der Redner, auf vermehrte Vertretung von Stadt und Land, auf Aufhebung der zu einem gültigen Beschluß nöthigen Majorität von ⅔ der

Stimmen, wodurch man den überwiegenden Einfluß der Ritterschaft beseitigen wollte, auf Preßfreiheit, auf Beseitigung der Vorlegung eines censurfreien Buches 24 Stunden vor der Ausgabe, auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Justiz, auf Geschwornengerichte, auf Aufhebung des Ehescheidungsgesetzes und des Gesetzes vom 29. März 1844, auf Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen, auf Beseitigung der Schlacht- und Mahlsteuer durch die Klassensteuer, auf Emanzipation der Juden u. s. w. u. s. w. sind theils vor der Hand, theils gänzlich abgewiesen. Die Form und die Sprache der Landtagsabschiede findet der „Rheinische Beobachter“ „ernst und würdig“; andere meinen, sie wäre als je zuvor. Bei dem Antrage auf Preßfreiheit heißt es z. B.: „Obgleich die freie Bewegung der Presse allen billigen Anforderungen entspreche, so ließe der Zustand derselben allerdings viel zu wünschen übrig, weil die Tagesliteratur die ihr gewiesenen Schranken täglich zu durchbrechen suche und diesem Mißbrauche nicht immer rechtzeitig gesteuert werden könne. Ob diese Erfahrung dahin führe, die Nothwendigkeit einer die ganze Preßgesetzgebung umfassenden legislativen Abhülfe anzuerkennen, nach welcher Richtung eine solche in diesem Falle zu lenken sei; ob und wann deßhalb Schritte bei'm deutschen Bunde, ohne dessen Zustimmung die Sache nicht zu machen sei, gethan werden sollten, das Alles müsse der König seiner reiflichen Erwägung vorbehalten.“ — Ebenso werden die Anträge auf Verfassung als eine Angelegenheit von nicht provinziellem Interesse beseitigt; eine Provinz, ich glaube Posen, erhält auf ihren Antrag gar keinen Bescheid, sondern wird auf den vorigjährigen verwiesen. Nun, die Konstitutionellen müssen jetzt wissen, woran sie sind. Mir scheint aus der ganzen Haltung der Landtagsabschiede hervorzugehen, daß der König so innig von dem göttlichen Rechte der Krone durchdrungen ist, daß er etwa ihm beliebende Abänderungen der Verfassung des Landes nur aus eigenem Antriebe, nie aber auf Anregung der Stände eintreten lassen will. Darnach mögen sich die Konstitutionellen richten. Der „Rheinische Beobachter“ kann seine Schadenfreude über das Scheitern der konstitutionellen Hoffnungen nicht bergen und er räth den Konstitutionellen höhnisch, sich entweder der Regierungspartei anzuschließen, oder — sich von den Sozialisten in's Schlepptau nehmen zu lassen. Der Artikel des „Rhein. Beob.“ ist trivial, selbst gemein geschrieben; aber er hat dießmal Recht. Die politischen Parteien laufen mehr und mehr in ein einförmiges Aschgrau zusammen und das Interesse des Volkes für den rein politischen Liberalismus ist nicht so lebhaft anzufachen, daß auf Erfolg zu rechnen wäre. Innere Lebenskraft hat nur der Sozialismus, der die Menschheit umfaßt und nicht bloß eine einzelne Kaste im Auge hat. Darum stellt ihn der würdige „Beobachter“ allen andern Parteien allein als berechtigt gegenüber. Die Konstitutionellen mögen sich nun überlegen, wofür sie sich entscheiden wollen. Ich für meine Person und wohl viele mit mir, wir sind froh, daß die Landtagsabschiede einmal da sind. Wer täglich Zeitungen lesen will und muß, dem kann es nur angenehm sein, daß diese ewig wiedergekaueten konstitutionellen Phantasieen endlich aufgehört haben. Die Anträge der Landtage, welche ein geneigtes Ohr gefunden haben, beziehen sich sonst nur auf ganz lokale Interessen, Straßen, Körordnungen, Viehsalz u. dgl. Für die oben angedeuteten politischen Fragen treten zumeist in die Schranken: Preußen, Rheinland, Posen, Schlesien, Westphalen. Die Stände von Pommern, Brandenburg und Sachsen kümmerten sich wenig darum. Soziale Fragen zu berühren fand sich keine Ständeversammlung bemüssigt, es müßte denn hie und da ein Redner gelegentlich einen höhnischen, oder furchtsamen, immer aber sich feierlichst verwehrenden Seitenblick auf den Kommunismus geworfen haben. Die kritische Beleuchtung der gegenwärtigen Gesellschaft, die Forderung einer menschlichen Gesellschaft, einer ungehinderten Entwickelung des Menschen, einer freien Bethätigung seiner menschlichen Kräfte und Fähigkeiten —

das Alles findet bekanntlich keinen Platz auf den Bannern des politischen Liberalismus. Der Bürger soll mancherlei Rechte haben, der Mensch kommt nicht in Betracht; ihm wird nicht einmal das erste Recht, das der Existenz, gesichert. —

Von der polnischen Verschwörung hört man noch immer nichts Gewisses, aber desto mehr bedrohliche Gerüchte. Bekanntlich spielt auch eine Gespenstererscheinung darin mit, welche einem Gardisten in Berlin wiederfuhr. Wie es heißt haben einige polnische Landwehrmänner, die man zu verführen gesucht hätte, wichtige Dinge denunzirt, wofür dieselben mit je einem Friedrichsd'or und dem Allgemeinen Ehrenzeichen zur Förderung ihres Patriotismus gelohnt sind. Die Verschworenen, so heißt es, sollen sich der Festungen Graudenz und Thorn durch einen Handstreich haben bemächtigen und die Behörden auf einem Balle haben abthun wollen. Ob an allen diesen Gerüchten etwas ist, wird die Zeit lehren; übertrieben scheinen sie jedenfalls zu sein. Die Behörden nehmen indessen die Sache bis jetzt sehr wichtig. Die Besatzungen jener Festungen wurden verstärkt, Kanonen aufgefahren, viele Verhaftungen vorgenommen. Und außer dem bekannten Polizeimann, Herrn Dunker, begaben sich auch der Polizeipräsident v. Minutoli, der Oberpräsident der Provinz Posen, Herr v. Beurmann, ja sogar der Minister des Innern, Herr v. Bodelschwingh, auf den Schauplatz der Verschwörung, angeblich um die Depositionen eines polnischen Grafen entgegenzunehmen. Wir werden sehen. —

Der Kaufmann Hayn zu Waldenburg in Schlesien, ein liberaler Landtagsdeputirter, ist vom II. Senat des O.-L.-G. zu Breslau von frechem und unehrerbietigem Tadel der Landesgesetze, dessen er in I. Instanz schuldig befunden war, und von den Kosten der I. Instanz freigesprochen. Den letzten Landtag durfte er wegen dieser Untersuchung nicht besuchen. — Ebenso hat das Kammergericht zu Berlin, wie zu erwarten war, den Fabrikbesitzer Schlöffel von der Anschuldigung des Hochverraths freigesprochen. In Betreff der anderen Anklagen, die nicht zu seinem Ressort gehören, erklärte es sich für inkompetent.

Ich habe mancherlei Dinge zu berichten, welche ein helles Licht auf die Zustände unserer Presse werfen. Daß der Bischof Arnoldi von Trier, der Aussteller des heiligen Rockes, gegen die humanistischen und nach ihm kommunistischen Tendenzen der „Trier'schen Zeitung“ öffentlich gepredigt hat, darauf wollen wir kein sonderliches Gewicht legen, obwohl die „Trier'sche Zeitung ihm mit Recht vorwirft, es sei kein ehrlicher Kampf mit gleichen Waffen, Jemanden an einem Orte anzugreifen, wo man vor Einreden und Widerlegungen gesichert sei. Die geistlichen Herren lieben die exceptionelle Redefreiheit ihrer Stellung gar sehr und benutzen sie fleißig. Das ist ein, wenn auch nicht unschuldiges, doch unschädliches Vergnügen, weil Jeder weiß, was er von solchen Deklamationen und Bannflüchen, worin sich auch Herr Krummacher u. A. sehr gefallen, zu denken und zu halten hat. Daß aber Herr Arnoldi seinen Diözesanen quasi verboten hat, die „Trier'sche Ztg.“ zu halten, das ist, gelinde ausgedrückt, sehr undelikat. Ebenso haben mehrere Dekanate eine Verwarnung an die Redaktion der „Köln. Ztg.“ wegen ihrer antikatholischen Richtung erlassen und mit Kündigung gedroht, wenn diesem (übrigens ganz unbegründetem) Vorwurf nicht abgeholfen würde. Indessen gleichviel; auch Herr Arnoldi und seine Genossen werden den Gang der Menschheit nicht aufhalten. — Der Berliner Verein zur Herausgabe von Volksschriften soll jedes Buch vor der Ausgabe dem Oberpräsidenten vorlegen, widrigenfalls man polizeilich gegen ihn einschreiten würde. Das ist bedenklicher; denn das ist ein moralischer Zwang zu einer Nachcensur, wie sie in Preußen gesetzlich nicht existirt. Die „Allgem. Preuß. Ztg.“ ist sogar früher mit ihrer guten Freundin, der „Münchener Allgem. Ztg.“, in Streit gerathen, weil sie die Baiern ob der Nach-

censur verhöhnte. Das wird sie hoffentlich nicht wieder thun; sie wird einsehen, wie gefährlich es ist, voreilig Dinge zu verhöhnen, die einem selbst überkommen können. — Mehrere Hamburger Blätter sollen mit Debit- und Transitentziehung bedroht worden sein — Mehrere Berliner Schriftsteller sind auf das Berichtigungs-Büreau geladen und als muthmaßliche Verfasser mißliebiger Artikel verwarnt, wogegen sie natürlich protestirten. — In Barmen hat die Polizei gar von einem Zeitungskorrespondenten verlangt, er müsse einen Gewerbschein lösen zur Anfertigung schriftlicher Aufsätze. Die Beschäftigung bei der Tagesliteratur wäre demnach ein Handwerk und ein Korrespondent stände auf gleichem Fuß mit denjenigen, welche die obrigkeitliche Erlaubniß haben, für die des Schreibens oder der erforderlichen Form unkundigen Leute Eingaben an die Behörden u. dgl. anzufertigen. — Der Kriminalsenat zu Königsberg hat eine gegen Verleger, Drucker und Verfasser des „Königsberger Taschenbuches" beantragte Untersuchung als unbegründet zurückgewiesen. Nur gegen den Gutsbesitzer Dr. Jachmann könne er sie einleiten. Trotzdem nennt der Oberpräsident, Herr Böttcher, in einem lithographirten Rundschreiben an die Landräthe die Betheiligten Aufwiegler, weßhalb diese einen Injurienprozeß gegen ihn angestellt haben. — In Münster hielt ein Assessor in der Theissing'schen Buchdruckerei, ohne den Herrn Theissing zuzuziehen, eine strenge Haussuchung, weil er der Ansicht war, Theissing habe ein Buch, um es der Censur zu entziehen, unter falscher Firma drucken lassen. Auf die Beschwerde Theissing's hat der Oberpräsident, Herr v. Schaper, das Verfahren des Kommissars gemißbilligt; daß derselbe aber wegen dieser offenbar gesetzwidrigen Handlung bestraft sei, davon hat man Nichts gehört, ist auch nicht wahrscheinlich. Allzugroßer Amtseifer, Übertreibung einer Tugend, das ist Alles. Wer wird das strafen? —

Kurz vor der Veröffentlichung der Landtagsabschiede sind die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom Juni 1832 durch eine Kabinetsordre auch für die Provinzen Preußen und Posen für bindend erklärt, in welchen beiden nicht zum deutschen Bunde gehörigen Provinzen sie bisher keine Gültigkeit hatten. Unter Berufung auf dieselben Bundestagsbeschlüsse, welche bisher ungebräuchliche Volksversammlungen verbieten, wurde kürzlich zu Trier eine kleine kaum 20 Personen fassende Wirthsstube geräumt und geschlossen, wo sich des Abends etwa ein Dutzend Personen zu versammeln pflegte, um über die Fragen des Tages, Landtagsabschiede, Kommunalwahlen, vielleicht auch über den Sozialismus zu diskuriren. Der „Rhein. Beob." nannte diese Gesellschaft in seiner bekannten Redeweise einen Kommunistenklubb, von dem die Unterwühlung des Bestehenden und was weiß ich sonst noch ausginge. Es ist schwer, diese Anwendung jener Beschlüsse zu begreifen. Selbst mehrere sehr friedliche alte Herren, welche am späteren Abend in jenem Lokale ihr Schöppchen einzunehmen pflegten, mußten unverrichteter Sache abziehen und auf den gewohnten Genuß verzichten. Und in diesem Punkte versteht auch kein ruhiger deutscher Bürger Spaß. So etwas greift an, so etwas empört, wie der Gesandte von Schwyz, Oberst Ab Yberg, sagte, als er der Tagsatzung vorhielt, daß sie ihm für seine mißlungene jesuitische Revolutionirung des Kantons Schwyz eine Kompagnie Soldaten zur Verpflegung in's Haus gelegt hätte, welche sich durch einen ganz kannibalischen Appetit auszeichnete. — Der Berliner Handwerker-Verein, den man schon längst mit ungünstigen Augen betrachtete, ist neuen Beschränkungen unterworfen worden. Der Kandidat Behrends, der sich viel Verdienste um die Belebung und Leitung des Vereins und deßhalb die Liebe der Handwerker erworben hatte, ist durch einen speziellen Befehl davon ausgeschlossen. Ferner sollen keine Fremde künftig zugelassen werden und noch weniger dürfen sie Vorträge halten. Außerdem ist der Leiter des Vereins, Stadtrath Hedemann, für alle etwa vorkommenden Illegalitäten persönlich verantwortlich gemacht. Übrigens ist der Verein erlaubt. —

Die Präsidenten und Direktoren von Verwaltungs- und Regierungs-Behörden hatten früher die Befugniß, ihren Subalternbeamten disziplinarisch wegen grober, den Dienstverkehr störender Nachlässigkeit 24 Stunden Arrest zu diktiren. Diese Befugniß ist erweitert. Künftig sollen sie nicht nur über die Subalternbeamten, sondern auch über die Auskultatoren, Referendarien und Assessoren wegen solches Vergehens eine Gefängnißstrafe von 8 Tagen verhängen können. Der „Dienst" wird dadurch sehr gewinnen; ob auch die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Beamten, die Sicherheit vor etwaiger Willkür des Vorgesetzten lasse ich dahingestellt sein. —.

Der Geburtstag Pestalozzi's, dieses großen Pädagogen, ist fast in allen größeren Städten des Landes feierlich begangen; in Kassel wurde die Feier verboten. Überall wollen sich Pestalozzi-Vereine bilden, um seine Grundsätze geltend zu machen. Von da bis zu einer wirklich menschlicheren Erziehung, wie sie Pestalozzi vorschwebte, ist's freilich noch ein weiter Schritt. Vor der Hand ist dem Seminar-Direktor Diesterweg, der die ganze Feier angeregt hatte, der Schulrath Otto Schulz, sein entschiedener Gegner, als Inspektor des Seminars beigesellt. Die „Kameralistische Ztg.", welche für ein halboffizielles Organ gilt, brachte kürzlich folgende überraschende Ansichten über die Einrichtung der Schulen und das Wesen der Erziehung: „So gewiß es nicht im Sinne des Zeitgeistes liegt, der Jugend Achtung für das Alter, die öffentliche Ordnung und das Gesetz einzuflößen, so sehr halten wir unsrerseits dafür, daß eine tüchtige Disziplin ein Grunderforderniß aller Schulzucht ist. Und da erscheint uns der Gedanke, das Schulwesen in die Hände zuverlässiger Soldaten zu legen, in der That nicht verwerflich." In der That nicht? Gott, ja, ich glaub's schon. Der Geschmack ist halt verschieden, wie der österreichische Soldat sagte, dem man den Nutzen der empfangenen Prügel auseinandersetzte.

Die Noth ist in Folge der sehr mittelmäßigen Ernte begreiflich überall sehr groß; namentlich scheint sie in den stark bevölkerten bergischen Fabrikdistrikten bedeutend zu steigen. Die Getraidehändler sollen kaum die täglich von dort her einlaufenden Aufträge ausführen können. In Lyk in Ostpreußen ist in Folge der Noth die Sterblichkeit größer, als während der Zeit, wo die Cholera dort wüthete.

Der Antrag, das Militair auszuschließen, der in einer Königsberger Gesellschaft gestellt wurde, ist durchgefallen; indessen war die Minorität so bedeutend, daß das Militair schwerlich große Lust zur Theilnahme haben wird. In Bielefeld haben sich die Offiziere von der zahlreichsten geschlossenen Gesellschaft des Orts zurückgezogen, weil sie nicht mehr unbedingt als Offiziere Zutritt haben, sondern sich, wie jeder Andere, ballotiren lassen sollten. Es ist auch in der That nicht abzusehen, weßhalb man für den Offizierstand eine solche Ausnahmsregel aufstellen sollte; denn sie sagt doch eigentlich: Ein Offizier paßt, weil er nun einmal Offizier ist, für jede Gesellschaft. Die Zeit liebt solche Exemtionen nicht und will das Militair seine exemtionelle Stellung dem Bürger gegenüber festhalten, so werden sich die schon so zahlreichen Konflikte täglich mehren. Wie nöthig es ist, dem Soldaten das Tragen von Waffen außer dem Dienst zu verbieten, zeigt wieder ein Vorfall in Köln, wo ein trunkener Feldwebel in einer Weinstube mehrere Gäste, von denen er sich beleidigt glaubte, mit blanker Klinge anfiel und mehrere verwundete, bis er hinausgeworfen wurde. Ein seltsamer Beweis von Muth ist es immer, sich mit dem Säbel an einen Unbewaffneten zu wagen. —.

Sachsen. Die letzten Kommunalwahlen in Leipzig, welche die Häubter der liberalen Partei Blum und Biedermann in den Stadtrath brachten, scheinen dem Ministerium sehr unangenehm zu sein und es erließ deßhalb ein Reskript an den Stadtrath mit der Anfrage, ob die neugewählten Stadtverordneten auch in jeder Beziehung zu bürgerlichen Ehrenämtern qualifizirt wären. Die Antwort war natürlich bejahend;

eine politische Untersuchung stört das Vertrauen der Bürger nicht, au contraire. — Die Unterdrückung der „Sächsischen Vaterlands-Blätter" ist noch immer das Tagesgespräch; aller Orten werden Petitionen in Umlauf gesetzt, welche gegen diese Maßregel protestiren. Doch ist es der reaktionairen Partei gelungen, auch einige spärliche Danksagungen für die Unterdrückung zusammenzubringen. Haubtsächlich scheinen diese von den Katholiken auszugehen, weil sich die „Vaterl. Bl." speziell zum Organ des Deutsch-Katholizismus gemacht hatten. Andere Leute haben sich darüber bloß gelangweilt; die Langeweile hat aber die Danksager schwerlich zu ihrem Schritt bewogen. Am meisten triumphirt darüber „Bayard", der Kämpfer für Gott, für König und Vaterland, ein ultrareaktionaires, ultramontanes Winkelblatt, welches noch obendrein sogar in stylistischer Hinsicht so jämmerlich redigirt wird, sich aber nichtsdestoweniger der besonderen Gunst des Ministeriums erfreut. Auch in der Kammer wurde das Verbot der „Vaterl. Bl." zur Sprache gebracht, ohne daß ein erheblicher Schluß gefaßt wäre. Der Abg. Jani hat nur deßhalb etwas gegen das Verbot einzuwenden, weil das Eigenthum dadurch beeinträchtigt sei; sonst echauffirt er sich um solche Bagatellen nicht. Herr v. Thielau sieht in der Entziehung der Konzession das einzig wirksame Mittel, einer ganzen Richtung entgegenzutreten, wozu die Censur nicht ausreiche. Richtig, die Censur kann den Geist hemmen, aber nicht unterdrücken. Herr v. Beschwitz findet in dem Verbot einen Beweis von der Kraft der Regierung, wofür er sich gedrungen fühlt, ihr seinen Dank abzustatten. Jeder Mensch hat sein Vergnügen.

Eine Schrift von Biedermann: „Unsere Gegenwart und Zukunft", welche von den Behörden mit Beschlag belegt war, ist von dem Ministerium zwar freigegeben worden. Die Minister erklären aber in dem freigebenden Reskripte die in der Schrift auf sie enthaltenen Angriffe für zu unwürdig, als daß sie Beachtung verdienten. Hätten die Minister das durch die Presse erklärt, durch welche sie angegriffen waren, so wäre nur dagegen zu erinnern, daß eine solche vornehm abweisende Manier, wie sie deutsche Staatsmänner immer in Konflikten mit Schriftstellern anzunehmen pflegen, die Sache keineswegs erledigt und das Publikum durchaus nicht überzeugt. Wie aber die Minister ihre Privatansicht von einer Schrift in so verletzender Weise in einem amtlichen Erlaß aussprechen konnten, das ist mir unerklärlich. Meiner Ansicht nach müßte Herr Biedermann sie wegen Injurien belangen. Herr Minister v. Falkenstein scheint darauf auszugehen, die Popularität, die er früher als Kreisdirektor besaß, mit Gewalt zu zerstören.

Ein Referat über die endlosen Kammerverhandlungen über die Stellung der verschiedenen Kirchen, namentlich der deutsch-katholischen, müssen mir meine Leser erlassen. Ich kann das nicht so genau lesen, um zu des Pudels Kern zu gelangen; am Ende ist auch gar keiner da. —

Baiern. Dem liberalen Advokaten Willich war von der Regierung der Urlaub verweigert, so daß er seinen Platz in der Kammer der Abgeordneten nicht einnehmen konnte. Er machte zwar in seiner bei der Kammer eingerichteten Reklamation dagegen geltend, die Advokaten wären keine Staatsbeamte und bedürften folglich des Urlaubs der Regierung nicht. Indessen trat die Kammer nach dem Berichte des ersten Sekretairs dieser Ansicht nicht bei, sondern verwarf Willich's Reklamation als unbegründet. Da erklärte sich Willich bereit, seine Advokatur niederzulegen und darauf entschied dann der König, er solle nun ohne dieses Opfer zugelassen werden. Die Verhandlungen der Abgeordneten-Kammer boten übrigens bis jetzt wenig Interesse dar. Nur machten einige von Stockinger präsentirte Zeitungsblätter Aufsehen; es waren aus denselben nämlich Behufs der stets in Abrede gestellten Nachcensur ganze mißliebige Artikel mit der Scheere herausgeschnitten, ohne daß sich der Censor irgend Sorge um den schuld-

losen Inhalt der Kehrseite gemacht hätte. In Rußland streicht man die gefährlichen Artikel doch bloß schwarz an. Auf preußischen Festungen habe ich indessen auch früher Zeitungen, welche man den politischen Gefangenen zu halten erlaubte, auf dieselbe Weise durch die Scheere purifizirt gesehen.

In der Kammer der Reichsräthe stellt Fürst Wrede einen Antrag auf Verantwortlichkeit der Minister und will besonders den Minister v. Abel wegen mehrerer Punkte in Anklagestand versetzt wissen. Seine Verwaltung habe das Land in eine schlimme Lage gebracht; er sei nicht Schuld daran, daß die Liebe der Protestanten dem Könige nicht entzogen sei; er sei den Übergriffen der römischen Kirche nicht, wie er müßte, entgegengetreten. Das bezicht sich darauf, daß in einer Diözese der Name der Königin aus dem üblichen Kirchengebet weggelassen sei, wie es scheint aber ohne Wissen des Bischofs. Die Kammer der Reichsräthe nimmt aber die Anklage des Ministers nicht auf, sondern erläßt nur eine Vorstellung an den König wegen des vom Minister Abel erlassenen Bierregulativs, in Folge dessen die Brauer nicht bestehen könnten. Vor zwei Jahren wurde nämlich nach den Unruhen in München das Bier im Preise herabgesetzt, um das Volk zu beschwichtigen; das gelang auch; theures Bier ist die verwundbare Achillesferse der Altbaiern. Dieser Beschluß des Reichsrathes ist der zweiten Kammer mitgetheilt. Im Lande herrscht in Folge der Anträge des Fürsten Wrede große Aufregung. Man erwartet eine Auflösung der Kammer oder eine Entlassung des Ministers Abel. Ich glaube weder an das eine, noch an das andere. Wegen solcher kleinen Mißhelligkeiten nimmt oder bekommt ein deutscher konstitutioneller Minister seine Entlassung nicht. Und wenn es wahr ist, daß die Bürgerschaft für den Fall von Abel's Entlassung eine Illumination vorbereitet, so könnte das Öl leicht vorher ranzig werden.

Hessen-Kassel. In Marburg wurde der Polizeidirektor Wangemann mit überwiegender Stimmenmehrheit von dem Museum, einer geschlossenen Lesegesellschaft, ausgeschlossen. Die Gesellschaft erschien hierauf alsbald so gefährlich, daß Herrn Wangemann der Befehl zuging, sie zu schließen und aufzulösen. Das geschah denn auch; jedoch wird schon eine neue gebildet.

Baden. Die Kammer setzt ihre Arbeiten eifrig fort, die Verhandlungen sind sehr lebendig, die Sitzungen oft stürmisch. Hecker bringt eine Motion ein, nach welcher Minister, Kreisdirektoren, Untersuchungs- und Bezirksrichter nicht zu Deputirten gewählt werden sollen; ebenso solle sich jeder Deputirte, welcher während der Dauer seines Mandats einen Titel, ein Amt, eine Beförderung, einen Orden von der Regierung annähme, einer neuen Wahl unterwerfen müssen. Soiron stellt den Antrag, der Polizei die Strafgewalt abzunehmen und den Gerichten zu übertragen. Zur Unterstützung der Motion erzählt er einige Fälle, in welchen die Polizei die Strafgewalt auf wunderliche Weise gebraucht hatte. Unter andern erwähnte er auch eines Streites, der in einer Restauration zu Mannheim zwischen Offizieren und einem Civillisten vorgefallen war. Die Einzelnheiten habe ich vergessen; aber ein Offizier, der sich durch die Art, wie Soiron die Geschichten vortrug, beleidigt fühlte, überfiel denselben auf offener Straße mit den gemeinsten Schimpfreden. Soiron ging indessen ruhig seines Weges, ohne den Herrn Offizier und seine Redeübungen weiter zu beachten. In der Kammer brachte er die Sache zur Sprache; das führte denn auf die Frage, ob ein Deputirter das, was er in der Ständekammer sagte, persönlich zu vertreten habe, d. h. ob er sich mit Jedem, der sich etwa durch seine Worte beleidigt fühlen sollte, schlagen müßte. Itzstein erklärte das für Thorheit; er habe das schon früher abgelehnt und freue sich, daß Soiron nicht auf ein Duell eingegangen sei. Das ist doch auch so einfach wie möglich. Abgesehen von der Lächerlichkeit und Barbarei des Duellwesens,

wie kann sich ein Vertreter des Volkes dazu hergeben, mit Jedem, der seine Sporen an ihm verdienenen möchte, herum zu schlagen? Wo soll er auch nur die Zeit hernehmen, da es doch gewiß für die ritterliche reaktionäre Partei eine Kleinigkeit wäre, ihm alle Tage einen neuen Kämpen auf den Hals zu schicken, wenn er auch noch so viele abfertigte? Ich begreife nicht, wie Hecker und Mathy Äußerungen thun konnten, welche fast aussehen, als wollten sie sich mit Jedem schlagen, den ihre Worte ärgerten. Solche studentische Reminiscenzen sollten Volksvertreter doch billig abthun. — Den Antrag auf Preßfreiheit stellte dießmal ein Konservativer, Herr Platz, schimpfte aber in seiner unsäglich langen, abgelesenen Rede dermaßen auf die Preßfreiheit, daß man glauben sollte, der Antrag sei ironisch gemeint. Natürlich verlangt er auch nicht volle Preßfreiheit, sondern ein strenges Preßgesetz. Man weiß, was man sich darunter zu denken hat. Weil die Herren einsehen, daß selbst die schärfste Censur nicht im Stande ist, den Geist zu ersticken, so sollen es hohe Geld- und Freiheitsstrafen, hohe Kautionen u. dgl. thun. Dadurch hofft man die freie Rede wirksamer zu unterdrücken. Zudem will Herr Platz ein solches Preßgesetz vom deutschen Bunde erwirken, welcher sich bekanntlich in seinen Arbeiten selten übereilt. Die Opposition, die mindestens das Preßgesetz von 1831 verlangt, wird die Motion schwerlich unterstützen. Mathy entwarf bei den Verhandlungen ein treffendes Bild von dem Mustercensor. Wie die Censur in Mannheim von Herrn v. Uria-Sarachaga aller Reklamationen zum Trotz geübt wird, das übersteigt wirklich alle Begriffe. Welcker rief in der Hitze aus: Wenn die Regierung so fortführe, würde er sie noch wegen Hochverrath und Meineid verklagen. Der Censor streicht nämlich Alles, selbst die unschuldigsten Aufforderungen zu Petitionen, schon censirte Artikel aus anderen badischen Blättern, um die liberalen Journale langweilig zu machen und ihnen dadurch ihre Abonnenten zu rauben. — In Folge der Motion des Abg. Zittel auf Religionsfreiheit sucht die reaktionaire, jesuitische Partei das Volk auf alle Weise zu fanatisiren und scheut dabei die Gefahr eines Religionskrieges durchaus nicht. Der abgeschmackteste Unsinn wird dem Volke als der Inhalt der Zittel'schen Motion vorgelogen, um es zu Petitionen gegen dieselbe zu bewegen. Zittel verlange, Alle sollten deutsch-katholisch werden, oder er wolle die Kirchengüter für die Rongeaner nehmen, so daß die Gemeinden dann ihre Kirchen und Schulen selbst dotiren müssen: — das ist eine sehr verbreitete Darstellung der Zittel'schen Motion. —

Die Regierung hat den Alt-Regierungsrath Baumann auf Antrag Luzerns, welches ihn der Theilnahme oder der Mitanstiftung des Leuenmordes beschuldigt, verhaften lassen. Doch gaben die Minister auf die Anfragen in der Kammer die Erklärung, Baumann würde nur ausgeliefert werden, wenn Luzern unverzüglich bündige Beweise seiner Schuld beibrächte. Das wird wohl schwer halten.

Schweiz. Die Augen der Schweiz sind auf Bern gerichtet. Schon längst forderte das Berner Volk eine Revision der Verfassung. Die Juste milieu Regierung zögerte, suchte Zeit zu gewinnen, um eine Revision nach ihren Ansichten vorzubereiten und wie das gewöhnlich geht, schürte sie durch ihre Zögerungen das Feuer nur um so mehr. Die Konzessionen, zu denen sie sich endlich entschloß, befriedigten Niemanden mehr, weil sie zu spät kamen, während vor wenigen Wochen sich noch viele Radikale damit zufrieden erklärt hätten. Die radikalen Mitglieder des Großen Raths setzten es durch, daß dieser aus seiner Mitte eine Kommission zur Verfassungsrevision ernennen und daß dieser Beschluß dann dem Volke in den Urversammlungen zur Bestätigung vorgelegt werden sollte, damit auch das Prinzip der Volkssouverainitait beachtet würde. Mehr war vom Großen Rathe nicht zu erlangen; die Radikalen fürchteten sogar, daß das Rednertalent des Schultheiß Herrn Neuhaus auch diesen Beschluß verhindern würde. Indessen fand derselbe einen würdigen Gegner an dem Oberkommandanten des

letzten Freischaarenzuges, Herrn Ochsenbein. Mittlerweile haben sich aber mit der Zögerung der Regierung die Ansprüche der radikalen Bevölkerung gesteigert und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Berner Volk die vom Großen Rathe ernannte Kommission nicht gutheißt, weil darin indirekt ein Vertrauensvotum für die Regierung liegen würde, sondern daß es in Urversammungen selbst den Verfassungsrath wählen will, welcher dann ganz unabhängig vom Großen Rath seine Revisions-Vorschläge macht und dem Volke vorlegt. — In Luzern ist der Mörder Leu's, Jakob Müller, enthaubtet. —

Frankreich. Die Kammern diskutiren über die Adresse an den König mit einem Eifer, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Und nie hat es sich deutlicher, man möchte sagen schaamloser gezeigt, wie nutzlos bei der gegenwärtigen Vertretung, welche die Kammersitze zu Monopolen der reichen Bourgeoisie macht, alle diese Debatten sind. Herr Sauzet, der Kammerpräsident, nannte in einer Anrede an den König die Deputirten-Kammer einen „zweiten Hof". Und trotz der heftigen Interpellation des Herrn L'herbette hat der Mann wahrhaftig Recht. Louis Philipp ist das Haubt der Bourgeoisie, der erste Bourgeois Frankreichs, und deßhalb hält die Majorität der Kammer, der Vertreterin der Bourgeoisie, sein System aufrecht trotz alledem und alledem. Das Ministerium ist blamirt, es sind ihm Bestechungen aller Art nachgewiesen, selbst der konservative Herr Peyramont, ein Richter, bestätigte es, daß sie stattgefunden hätten. Und nach allen diesen schweren unwiderleglichen Vorwürfen, welche einen englischen Minister zur Abdankung, einen deutschen zur Einleitung von Kriminalprozessen veranlaßt hätten, erklärt Herr Guizot ganz ruhig: Er mache sich nicht viel daraus, denn er wüßte doch, daß er die Majorität hätte. Raisonniren möchten auch seine Anhänger immerhin, wenn sie ihm nur ihre Stimmen gäben. Diese Naivität ist großartig. Aber es steht fest, die Kammer, der vielbesprochene Journalistenkongreß, die Presse — Alles das sind Luxusartikel; die Börsenmänner herrschen und werden herrschen, bis das System abgeändert wird. Daran denken aber im offiziellen Frankreich, in der Kammer höchstens die sozialistischen Demokraten, deren Organ die „Reform" ist, Ledrü-Rollin, Arago, Joly, L. Blanc u. a. und allenfalls Lamartine. Im Übrigen, ob der Minister Guizot, Thiers, Molé oder Odilon Barrot heißt, das Alles ändert an der Lage der Dinge — Nichts.

Die Jury hat wieder einen Beweis davon gegeben, was die Bourgeoisie unter Preßfreiheit versteht. Emil Brée ist wegen eines kommunistischen almanac-catechisme du peuple zu 18 Monat, der Buchdrucker zu 3 Monat Gefängniß und außerdem jeder zu 300 Fr. Geldstrafe verurtheilt. Mehr würde einem in Deutschland auch nicht passiren.

England. Die Tories oder vielmehr die Aristokratie, welche den Korngesetzen großentheils ihre ungeheuren Einkünfte verdankt, haben versucht, Peel einzuschüchtern und von seinem Plane, die Korngesetze zu ändern, abzubringen. Die Ackerbau-Schutzvereine, deren Haubt der Herzog von Richmond ist, sprechen es offen aus, ihre Devise sei: „Kein Vergleich und keine Übergabe!" Sie wollen die Königin bitten, lieber das Parlament aufzulösen, als Peels Maaßregeln anzunehmen; sie wollten handelnd auftreten trotz Peel und allen demokratischen Schreiern; das Volk von England würde die Korngesetze nie fallen lassen. Das wäre merkwürdig; das Volk von England müßte alsdann versorglicher für die Beutel der Aristokratie, als für seinen eigenen Magen sein. Peel wurde ferner als ein Verräther ausgeschrien, weil er, der den Tories und den Aristokratisten seine Stellung verdanke, nun gegen die Agrikulturinteressen handle. Indessen hat sich Peel nicht irre machen lassen; er hat seinen Plan dem Hause vorgelegt. Er will die Korngesetze nicht auf einmal abschaffen, sondern den Eingangszoll allmählig vermindern, so daß er erst nach einigen Jahren ganz aufhörte. Und er habe seine Ansicht über die Korngesetze deßhalb geändert, weil er zu der Überzeugung gelangt sei, daß niedrige Brodpreise und hoher Lohn die Sittlichkeit vermehre. Es hat etwas lange gedauert, bis Sir Robert diese Wahrheit erfuhr; sie scheint überhaubt für praktische Männer schwer begreiflich zu sein. Die Freihandelspartei, die fabricirende Bourgeoisie ist aber mit Peel's Plan nicht zufrieden, sondern verlangt sofortige Aufhebung der Korngesetze. Dafür agitiren jetzt die Herren Cobden und Bright, dafür hat die Anti-Korn-Law-League wieder eine enorme Summe zusammengeschossen. Die Arbeiter interessiren sich wenig für die Frage; sie sind nur für die Abschaffung der Korngesetze, weil damit ein Bollwerk der Aristokratie fällt. Im Übrigen wissen sie sehr gut, daß mit dem Brodpreis auch ihr Lohn sinkt und daß die liberalen Fabrikanten den niedrigen Brodpreis nicht für die

Arbeiter, sondern für sich wollen, damit sie bei dem dadurch möglich gemachten niedrigeren Lohn besser mit dem Auslande konkurriren können. In Manchester, Ashton, Stockport haben die Weber Komité's gebildet, um einer Herabsetzung des Lohns entgegen zu wirken. — Die Oregonfrage wird schwerlich zum Kriege mit Amerika führen. England wird nachgeben, weil es keinen Krieg führen kann und das wissen die Amerikaner sehr gut. Ebenso sind sie auch fest überzeugt, daß es sehr vortheilhaft wäre, alle englischen Besitzungen in Amerika zu haben, und wenn sie etwas für nützlich halten, ist ihr Gewissen so weit, wie das ganze Oregongebiet. Uncle Sam denkt: Selig ist der Besitzer! — Ermordungen von Gutsbesitzern und Pächtern kommen in Irland noch immer häufig vor. Den geheimen Gesellschaften ist nicht beizukommen.

Östreich. Man hat seiner Zeit einen Verein zur Abhülfe der Noth im Riesengebirge gestiftet. Der Geschäftsgang ist aber so gründlich büreaukratisch, daß bis jetzt noch keiner der Agenten Geld zur Disposition erhalten hat. — Früher durften der juridisch-politische, der kaufmännische Verein, das Cavalierkasino, die Direktion der Nordbahn und andere distinguirte Personen die „deutsche Allgemeine Zeitung“ und die „Kölnische Zeitung“ halten; jetzt sind sie auch für diese verboten. In solchen Angelegenheiten sind die verschiedenen Behörden einander sehr gefällig. Auf den Wunsch des Fürsten Metternich, der sich durch Gutzkow's „Wiener Eindrücke“ verletzt fühlte, sind alle Dramen dieses Autors vom Burgtheater verbannt. Nun gehören diese zwar zu den besten neueren Stücken und die Wiener sähen sie gewiß gern, weil das Theater die einzige öffentliche Angelegenheit ist, für die sie sich außer dem Wurstelprater interessiren dürfen. Aber wer heißt Gutzkow etwas schreiben, was den Fürsten Metternich ärgert? — **L.**

Korrespondenzen.

(X **Lemgo**, den 21. November.) Meine Erwartung, daß die Correspondenz im Julihefte dieses Blattes manchen Herrn unangenehm berühren würde, ist wirklich eingetroffen — und das konnte ja nicht anders sein. Ist es doch nichts Neues, daß, wenn Übergriffe und Gesetzwidrigkeiten der Beamten vor aller Welt gerügt werden, letztere in Harnisch gerathen, über den „unberufenen“ Tadler herfallen und mit Worten, wie Lüge, Entstellung, Unwahrheit u. a. um sich werfen und — Magistrats-Personen der guten Stadt Lemgo sollten davon eine Ausnahme machen?! Wenn aber in meinem Artikel einige Unrichtigkeiten oder „Lügen“, wie dieser und jener in seinem Ärger über das dort aus der Dämmerung oder wol richtiger aus der Finsterniß an's helle Tageslicht Gezogene sich auszudrücken beliebte, gefunden wären, so liegt das nicht an mir, so trage nicht ich die Schuld davon — ich habe nach bestem Wissen referirt — sondern einzig und allein die hier wie anderwärts so beliebte Dämmerung, in der die Verhältnisse der Stadt behandelt werden, so liegt das an der Sucht, Alles wo möglich geheim zu halten, indem man der Ansicht ist, daß sich einen klaren Überblick über die Verhältnisse unserer Stadt zu verschaffen nur dem Magistrate oder höchstens dem Stadtverordneten-Collegium zustehe, daß hingegen der gewöhnliche Bürger sich eher um Alles, nur nicht um Dieses zu bekümmern brauche. Aber ich gebe auch noch nicht einmal zu, daß ich unrichtig berichtet habe, ich glaube vielmehr, gestützt auf die Aussagen Vieler, daß meine Darstellung der Wahrheit gemäß gewesen ist. Oder war etwa die Rechnung der Stadt pro 1843 und die pro 1844 schon damals, als ich jene Correspondenz schrieb, abgelegt? Ist vielmehr erstere nicht erst vor ungefähr 2 Monaten und letztere nicht in diesen Tagen abgelegt?! *) Ist es ferner etwa nicht wahr, daß, wie in meiner Correspondenz gesagt war, auf manche Eingaben der Stadtverordneten an den Magistrat letzterer erklärt hat: die fragliche Sache sei — Polizeisache, sie, die Stadtverordneten, hätten sich um sie nicht zu kümmern. — Ist das nicht wahr? Und was endlich die Försterwahl betrifft, habe ich darüber die Unwahrheit gesagt? — Ich denke, meine Mittheilung war so „ziemlich“ der Wahrheit entsprechend und — daß ich zu der dort ausgesprochenen Vermuthung, von welcher Art die Amtsführung des neuen Försters sein würde, einigermaßen berechtigt gewesen bin, das zeigen neuere Vorfälle: das zeigt die Erklärung zweier Magistratspersonen, daß sich die Administration des Forstes seit der Anstellung des neuen Forstbeamten keineswegs wesentlich gebessert habe, das zeigt ferner die Beschwerde

*) Ja, sie ist jetzt abgelegt, aber du lieber Himmel! wie? — es fehlen die Belege und das macht die ganze Rechnung illusorisch!

der Stadtverordneten über die Fahrlässigkeit des Forstpersonals in Ausübung ihrer Amtspflichten! Namentlich klagen sie im Einverständniß mit allen hiesigen Bürgern über den immer mehr um sich greifenden Holzdiebstahl; er sei nie so arg betrieben, als grade jetzt, sagen sie. Und es ist einleuchtend, daß dadurch der Stadt ein nicht zu berechnender Schaden erwächst, und daß dieselbe wo möglich auf Abstellung dieses Übels denken muß. — Man wird indessen schon zufrieden sein müssen, wenn diesem Frevel einigermaßen Schranken gesetzt werden, — (und das kann allerdings durch strenge Beaufsichtigung im Holze geschehen) — da man an eine gänzliche Beseitigung desselben in dem jetzigen sozialen Zustande wol nicht denken kann. Denn der Grund dieses Verbrechens, wie aller übrigen, ist die Armuth. Die bitterste Noth zwingt die Leute zu diesen Eingriffen in das „geheiligte Privateigenthum“ und nicht, wie orthodoxe Priester ihrer gläubigen Heerde vordemonstriren, die „sündige“ Natur des Menschen. — Namentlich sind es Leute aus den die Stadt umgebenden Ortschaften des Amtes Brake, welche sich jenes genannten Holzdiebstahls schuldig machen: sie kommen auf diesem Wege zu der Beschaffung des für den Winter nöthigen Brennholzes und durch den Erlös des Entwandten wird es ihnen möglich, sich die nothwendigsten Lebensmittel zu verschaffen. Es wäre hier Sache des Amts Brake, diesen Proletariern das Nöthige an Brennholz und Lebensunterhalt zu liefern und — dies Mittel wird besser helfen, als Androhung und Anwendung der stärksten Strafen. — Wenn aber eine derartige Hülfe nicht geleistet werden sollte, so möchte wol klar sein, daß, weil die Preise der Lebensmittel bedeutend gestiegen sind, sich diese Holzdiebstähle in kommendem Winter bedeutend vermehren und die Forstaufseher mehr als je Noth haben werden. —

Vor Kurzem sprach man hier davon, daß die Stadtverordneten mit dem Plane umgingen, die so lästige Mahl- und Schlachtaccise, die wie alle indirecten Abgaben hauptsächlich von den arbeitenden Klassen getragen werden, abzuschaffen, aber er ist, wie der Erfolg lehrt, gescheitert. Zwar wünschte man allgemein die Abschaffung dieser Abgabe, aber darüber, wie der dadurch herbeigeführte Ausfall aus der städtischen Einnahme zu ersetzen wäre, konnte man sich nicht einigen; einige meinten, man solle die Contribution, andere, die Holzpreise erhöhen, was meiner Ansicht nach den oben erwähnten Klassen noch lästiger fallen würde, als die bestehende Steuer. Nur die Einführung einer Vermögenssteuer kann hier eine gerechte Aushülfe gewähren und in der That wurde dieser Vorschlag in der Sitzung der Stadtverordneten gemacht — aber ohne Erfolg. Es bleibt demnach beim — Alten.

Zum Schluß eine „lustige“ Geschichte! — Die Stadtverordneten bringen in Erfahrung, daß der Gutsbesitzer v. W. zu P. in der städtischen Feldmark einige Länderei zu acquiriren im Begriff stehe. Da aber nur hiesige Bürger das Recht des Ankaufs von Ländereien haben, so machen sie beim Magistrate geltend: v. W. sei kein Bürger und folglich könne er jene Grundstücke nicht ankaufen. Was für eine Antwort wird ihnen nun zu Theil und wie stellt sich die ganze Sache heraus? — Der Gutsbesitzer v. W. ist schon im Jahre 1841 Bürger geworden, troß dem, daß er nicht in die Bürgerrolle eingetragen ist, troß dem daß er keine Contribution bezahlt, troß dem daß er den Bürgereid nicht geleistet hat, troß alle dem und troß alle dem soll er doch Bürger sein! — Das ist eine „lustige“ Geschichte; die Stadtverordneten wollen sich jedoch, wie ich höre, nicht dabei beruhigen und — daran thun sie Recht. —

Nachschrift.

(Den 29. Novbr.) In dem Julihefte klagte ich über die hier herrschende Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten der städtischen Commune, auch jetzt muß ich dieselbe Klage wiederholen. Sie stellte sich namentlich wiederum bei den in dieser Woche vollzogenen Wahl der Stadtverordneten und Stellvertreter auf eine eclatante Weise heraus, und was das traurigste ist, — solche Männer, die zu den „Gebildeten“ gehören, die liberal sein wollen, und die darum wohl berufen wären, die Stimmführer der Bürgerschaft zu sein, machen sich dieser Philisterei oft am ärgsten schuldig.

(W **London**, den 16. Dezember 1845.) Die Times erlassen eine Aufforderung an alle Menschenfreunde zur Einrichtung der großen Reinlichkeitsanstalten für die Armen beizusteuern. „Die Jahresfeier der Grundsteinlegung zu dem ersten Musteretablissement,“ sagen sie, „findet heute statt. Ein Festessen wird in der London Tavern unter Vorsitz des Lordmayor gehalten. Schon vor einem Jahre machten wir den ersten Vorschlag zum Bau solcher Bade- und Waschhäuser. Die Erfahrung, der siebenmalige Versuch mit dem Glasshousestreet-Asyl hat unbestreitbar bewiesen, daß die niedergedrücktesten

Armen, die jahrelang an alle Entbehrungen gewöhnt, wahrhaft im eigenen Schmutz staken, die man schon für für gänzlich indifferent hielt, mit Begierde diese Gelegenheit ergriffen, ihren Körper zu reinigen. Man sehe nur, wie beständig die ärmsten Männer und Weiber, oft mit allen ihren Kindern, von allen und den entferntesten Stadttheilen zu diesem Asyl hinströmen; 4, 5, ja 6 Meilen legen sie so täglich zurück. Der Theil der arbeitenden Klassen, welcher nicht grade in die Nothwendigkeit versetzt ist, ein solches Geschenk umsonst anzunehmen, findet sich höchst selten ein und doch werden diese Leute immer mehr für ihre Bequemlichkeiten besorgt. Wir halten diese Erscheinung für ein Zeichen des angebornen menschlichen Unabhängigkeitssinnes, der noch im Volke lebt. Wir freuen uns, den ersten Anfang mit einer Besserung der Lage der Armen gemacht zu haben, den äußersten Schmutz von ihnen abgewaschen zu haben. Soweit ist es gekommen; es fehlte ihnen die Gelegenheit, sich persönlich und zu Hause zu reinigen. Es gibt wahrhaftig alles mögliche Elend hier in London; wir vernachlässigten unsre sozialen Pflichten überhaupt nur zu sehr. Aber mit etwas muß man anfangen. Ein Schritt zum Bessern gibt die andern. — Bloße Schutzdächer und -Häuser zu bauen, dazu gehören wenig Fonds. Aber die großen, freien Plätze sind selten in London, es handelt sich von großen, öffentlichen Gebäuden mit gutem Licht, gehöriger Ventilation und vollkommenen Einrichtungen. Zu allem diesem gehört Geld. Der Ausschuß, der diese Unternehmungen leitet, kündigt an, wenigstens vier Etablissements einzurichten. Er vertraut auf das Publikum, auf dessen guten Willen, dessen richtige Erkenntniß. Es kömmt auf die Geld- und die freiwilligen Gaben an. Der erste Plan und seine Ausführung hat viel Zeit weggenommen, es wird jetzt rascher gehen."

Am Abend des 16. fanden sich denn auch die Mitglieder der Gesellschaft der Bath and Washing houses for the labouring classes sehr zahlreich in obengenanntem großen Gasthause ein. Ein Bericht an die Subscribenten bezeugte der Versammlung die Fortschritte, die besonders in den letzten zehn Wochen gemacht worden waren. An 6000 Gratisbäder, über 7000 Kleiderreinigungen hatten der Gesellschaft nur 55 Pfd. Sterl. (1400 Francs), jede dieser Wohlthaten also nur 1 Penny (10 Pfennige), gekostet. Über die Einrichtung der Häuser entlehnen wir dem Berichte folgendes: eine erfinderische Disposition erhält vermöge des Dampfes das zu den Bädern rc. bestimmte Wasser beständig in einer angemessenen, comfortablen Wärme. Der Arme braucht sich blos für einige farthings (halbe Kreuzer) Seife mitzubringen, um seine Kleider und Person zu reinigen. Während er mit dem Baden fertig wird, sind seine Kleider in Trockenstuben ausgehängt, welche nach verschiedenen Graden erhitzt werden können. Sie sind in einigen Minuten trocken und warm geworden. Der Badegast kann das Etablissement verlassen mit dem doppelten Vortheil des genossenen Bades und dem Gefühl einer angenehmen Wärme, die ihn bis unter sein Dach geleitet. Zur Vervollständigung des Ganzen sind noch besondere Stuben eröffnet, wo jede Mutter ihre und ihrer Kinder Leinwand gegen den mäßigen Betrag von 10 Pfennigen für 2 Stunden waschen kann. Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß die öffentlichen, großen Bleicher von dieser Wohlthat ausgeschlossen sind, die nur für die Familie des Armen bestimmt ist. — Gegen Ende des Meetings wurden neue Subscriptionen eröffnet, von denen eine einzige 300 Pfd. (an 8000 Francs) betrug. Auch sonst ist diese Einrichtung in England, Schottland und Irland schon nachgeahmt worden; sie hat das droit de bourgeoisie erhalten. Ob das Glück der Armen so lange auf sich warten läßt, bis die "wohlthätige Bourgeoisie", (die jetzt mit ihren Antikornlawmeetings in vollem Schwunge) bis die Mittelklassen die untern alle gereinigt haben, ist aber die eigentliche Frage. Die Times meinte neulich: "Peel, Russel, Cobden möchten sich in Acht nehmen, man käme an die großen Fragen der Zeit. Zur Beantwortung dieses habe nur das Volk den tiefern, richtigen Sinn. Dunklere Männer, die bis jetzt freilich noch nicht so praktisch, wie jene Großen, hätten sein können, ständen im Hintergrunde und würden sich erheben; fremde, seltsame Namen erklängen schon im Volke." Und was thut das Volk? Der Chartismus lebt. England rühmte sich lange seiner magna charta, die jetzige Verfassung hat lange gehalten, sie wird zu Grabe getragen; die neue Volkscharte, der Form nach politisch, verlangt freies Stimmrecht, unbeschränkte Wählbarkeit, eine demokratische Basis für das Unterhaus. Am 15. erschien das Manifest der Chartisten in Manchester, ihre Botschaft, pressage, wie sie es nennt. O'Connor außerhalb des Parlaments im Felde, Duncombe im Hause sind die jetzigen Häupter der Chartisten. Die Monstermeetings des Volks beginnen wieder, das bewegende Element bekömmt den ersten Anstoß, es weiß, worauf es seine Kraft zu richten hat, es wird den Stoß nicht theilen lassen und den wahren Punkt treffen. Welches Schauspiel bietet jetzt nicht England dar! auf der einen Seite die crasseste Ungleichheit in den Eigen-

thumsverhältnissen, die politischen Anführer in Bestürzung und Verlegenheit bringen noch immer kein Kabinet zu Stande. England, Herr über das völkerverbindende Meer, hat den Welthandel in der Hand, aber Gewinn ist dessen heutiger Wahlspruch und die Millionen fließen in die Taschen Einzelner, in der Blüthe des Eigenthums steckt der Wurm, die Frucht ist faul geworden, Spekulation, Agiotage, Schwindelei und Spiel ist daraus hervorgegangen, auf der andern Seite Armuth, aber auch Erkenntniß, unermüdliche Thätigkeit. Die arbeitenden Klassen halten sich für sich, getrennt, scharf geschieden von der Aristokratie und den Mittelklassen und welche Mittel haben sie zur Erreichung ihres bewußten Ziels: Volksversammlungen, freie Presse, die Charte und bewährte Männer, auf die sie sich verlassen können! Die Vorhänge der Weltdramas sind aufgezogen! — Doch wir überlassen jedem, unbefangen seinen Blick auf die Bühne Englands zu richten, nur die gewöhnlichen censirten Deutschlandsblätter in der Hand, und sich zu fragen: ob die Civilisation wirklich bettelhaft ist, wie Fourier sagt, ob die Armuth bei dem heutigen Princip des Eigenthums und Privatlebens zu dessen Wesen gehört, ob solche einzelnstehende Versuche, wie obiger, nachhaltig wirken und das Übel von Grund aus heilen können. Ceres ist einmal ausgeblieben; fürchtet sich die Civilisation am Kartoffelmangel zu stranden, so steht es schlimm um sie. Sie hörte nicht auf die Stimme der Natur. Verlassen uns die Götter, so bleiben noch die Menschen und werden sich desto besser kennen lernen.

(**London**, den 26. Dezember 1845.) Heute haben wir hier, was wir in Deutschland den zweiten Feiertag nennen; „boxing day“ (Prügeltag) fand ich ihn hier auf einem Theaterzettel benannt. Heute hat man hier wohl die meiste Gelegenheit das englische Volk in den Extravaganzen seiner Eigenthümlichkeiten zu beobachten. Ich nahm mir dies vor und komme so eben von einer kleinen Tour durch die Stadt und habe glücklicher Weise weder den Appetit verloren noch Prügel bekommen. Die mit Excrementen, mit Nuß- und Orangenschalen bedeckten Straßen bildeten einen grellen Kontrast zu den Elendsbotschaften der Kartoffelkrankheit, mit welchen sich unsre Zeitungen täglich füllen. Die Wirthshäuser waren wie belagert. Beide Geschlechter thaten ihr Möglichstes den Fässern auf den Boden zu kommen. Zerrissene Kleider auf den Straßen und Weiber vor den Bierschenken zu sehen, ist hier etwas ganz Gewöhnliches; die Engländer genirt das nicht so, wie uns Deutsche. Indeß sah ich heute weniger Lumpen, aber um so mehr Betrunkene. Das weibliche Geschlecht — inclusive die Betrunkenen — war so ziemlich in und vor allen Bierhäusern bis zur Hälfte repräsentirt, und ihre Zungen — exclusive die der Betrunkenen — so beweglich. Überall Bierhäuser und darum auch überall wankende Beine, aufgedunsene bleiche Gesichter, überfüllte Mägen, heisere Kehlen und offene Herzen. Der Übermuth treibt dazwischen seinen Schabernack an Gesundheit, Leben und Eigenthum bis zur Brandstiftung. Ein flüchtiger Blick im Vorübergehen auf ähnliche Scenen geworfen, genügt, um eine Freundschafts- oder Liebeserklärung, eine Einladung zum Trinken oder Boxen zu bekommen. Es ist als ob man heute alle Kräfte des Körpers und des Geldbeutels aufbrauchen wolle, um sich für das in mancher Beziehung gesetzlich enthaltsame Gestern zu entschädigen. — Die englischen Sonn- und Feiertage sind heilige Tage, Tage, an welchen die Krämer die Boutiquen nicht aufmachen dürfen, durch welches Gesetz Millionen beschäftigten Arbeitern ein Ruhetag gesichert wird, den sie besonders in Frankreich und selbst in Deutschland verloren haben. Selbst Pferde, Ochsen und Esel können sich an diesen Tagen im Stalle und auf der Weide frei ihren Betrachtungen hingeben. Leider sind nur dem arbeitenden Volke durch diese Art von Geschäftssperre zugleich auch fast alle Vergnügungen gesperrt. Da ist weder Tanz noch Gesang, weder Theater noch Musik, nur Bier, und zwar erst in den späteren Nachmittagsstunden. So kommt es denn, daß gestern alle Tagesgeschäfte für den Plumppudding und die Predigt berechnet waren, daß jede Conversation mit Plumppudding oder Predigt in Berührung kam und bis heute Mancher noch weder das eine oder das andere verdaut hat. Ja! Predigten und Plumppudding, Steinkohlen und dickes Bier bilden hier eine Quadratzahl, deren Kubikwurzel, die Einheit des Egoismus, das ganze Geheimniß der englischen Politik enthält. — Anders hat „Molly Maguire“ — die geheime Bande, über die ich Ihnen in meinem vorigen Schreiben Bericht erstattete — ihre Weihnachten zugebracht, als der Londener „mob.“ Sie hat eine Verordnung erlassen, nach welcher Niemand bei Todesstrafe von Äckern Zins verlangen darf, in welchen die Frucht mißrathen ist. Sie hat ferner das Depot überfallen, in welche man das für rückständigen Pachtzins gepfändete Vieh gebracht hatte, und das Vieh mit fort genommen. Außerdem gaben die Zeitungen fast ununterbrochen ähnliche Schreckens-

berichte als die in meinem vorigen Schreiben citirten. So wurde ein Meisterknecht, der schon eine geraume Zeit hindurch zwischen zwei Polizeidienern essen, trinken, schlafen und arbeiten mußte, Abends bei dem Essen zwischen beiden geschossen, als er den Löffel zum Munde führte; die Kugel schlug unter dem Daumen ein und drang bis zum Ellenbogen vor. Einen gleichen Schuß erhielt ein Polizeisoldat bei einer anderen Gelegenheit. Man hatte nämlich 5 Polizeisoldaten abgeschickt, um ein verdächtiges Haus zu untersuchen. Als sie dasselbe verließen, fanden sie eine Reihe Männer in förmlicher Schlachtordnung und ein regelmäßiges Schießen begann von beiden Seiten, das nach vielem Blutverlust mit dem Rückzug der Molly Maguire endigte, die jedoch nicht verfolgt wurden und ihre Verwundeten mitnehmen konnten. Die Mordandrohungen werden oft auf die schauderhafteste Weise in's Werk gesetzt. Einem unter der Obhut der Polizeisoldaten lebenden bedrohten Manne hatte man seit einem Jahre nicht beikommen können. Was geschieht? dessen Bruder, gegen welchen keine Drohung vorlag, geht eines Tages vor das Haus, als ein Mann zu ihm herantritt und ihn mit einer Pistole durch den Kopf schießt. Und dies geschieht vor den Augen der Nachbarn am hellen Tage. Die Mörder nehmen sich nicht einmal immer die Mühe sich zu verkleiden oder das Gesicht zu verhüllen. Ja man zeigt es den Nachbarn oft vorher an. Man sagt ihnen: N. N. wird dieser Tage erschossen werden, Euch geht es ebenso, wenn ihr thut als' sähet ihr etwas, oder wenn ihr Miene macht ihm zu helfen. So hält es denn außerordentlich schwer gegen einen Mörder Zeugen zu bekommen, und wenn sich ja Einer dazu hergiebt, so ist es nur für eine große Summe Geldes, die ihn in den Stand setzt das Land zu verlassen. Die Thätigkeit dieser Bande gränzt an's Erstaunliche. Die großen hiesigen Blätter geben nur die vorzüglichsten Scenen aus dem Treiben der „Mollys," dennoch enthielt die Times in der Nummer vom 21. Dezember allein 10 Fälle aus einem einzigen irischen Distrikt, Fälle, in welchen überall nächtlicher Einfall in Häuser vorkam, die theils Ausgrabungen, Drohungen und Waffenraub zum Zweck hatten, während welcher Vorgänge die Überfallenen mit gesenktem Haupte in knieender Stellung verharren müssen. Neulich wurde ein Wagen mit Kaufleuten von sieben bewaffneten und verhüllten Männern überfallen. Es wurden ihnen 20 Pf. St. abgenommen, „um dafür Pulver zu kaufen." Zur Bekräftigung dieses wurde ihnen eine goldene Uhr wieder zurück gegeben. Welcher außerordentliche Geist diese Bewegung belebt, wird um so mehr ersichtbar, wenn man erwägt, daß die Bande bisher keinesweges unentdeckt und unverfolgt blieb. Schon Mancher davon wurde auf Lebenszeit transportirt und noch jetzt sind die Gefängnisse voller verdächtiger und angeschuldigter Leute, und sei man versichert, daß diese angeschuldigten Leute, — wovon vielleicht ein guter Theil ganz unschuldig an allen Vorfällen ist — gegenwärtig in den Gefängnissen ein um so schrecklicheres Loos haben, je mehr von den Magistratspersonen den Mörderhänden der Molly Maguire als Opfer fallen. Durch eine Reihe von Beobachtungen hat sich auch herausgestellt, daß die Kinder der „Molly" nicht gerade zu der allerärmsten Klasse zu gehören scheinen, desgleichen, daß sie nicht unter dem Einflusse der Pfaffen stehen. Diese predigen wie O'Connel gegen diese Gräuel. Beim letzten Morde eines Gerichtspräsidenten wurden 2 Protestanten als die Thäter verhaftet, wovon schon Einer während der Untersuchung im Gefängnisse starb. Die Erbitterung gegen und die Furcht vor Irland ist im Herzen vieler Engländer größer als es ihre Zeitungen äußern. Es ist kein Volk in Europa auf das mehr Schimpf, Verachtung und Tyrannei geworfen ist, als auf das irische. Es ist dies etwas so Eingewurzeltes, daß man bei Dienstbotengesuchen in der Times sehr oft lies't, daß Irländer nicht nöthig hätten sich zu melden. Dies Alles weiß der Irländer, er weiß, daß Irland die Vorrathskammer Englands ist, daß nach der Aussage Robert Peels England ohne Irland von der Reihe der Staaten erster Größe herabsteigen muß, weiß, daß England im nächsten Kriege dem Versuch einer freundlichen Landung unvermeidlich bloß gestellt ist, weiß daß John Bull nichts sehnlicher wünscht, als eine Gelegenheit vor Ausbruch eines allgemeinen Krieges mit Irland auf eine Kromwellsche Weise fertig zu werden. Die Projekte eines Eisenbahnsystems für Irland sind vertagt worden, weil man befürchtet, das Schienenwesen möchte zu Waffen dienen und die Eisenbahnen eher die Zerstörung als den Transport der Truppen befördern, kurzum Irland ist für England, wie ein Geldsack am Halse eines Schwimmers. Die Lage des Ministeriums ist darum auch wohl so schwierig als irgend eine gegenwärtige und gewesene. Übrigens ist R. Peel wohl der beste und unentbehrlichste aller conservativen Staatsmänner, gerade eben deswegen, weil er nichts conserviren will als den Namen eines Conservers. — Owens Weltcongreß (convention of the world) wie er es nennt, hat

6 Tage gedauert. Es waren dazu aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten Abgesandte in Neu York erwartet. Die 6 Tage sind wie gewöhnlich mit nutzlosen oder vielmehr schädlichen Diskussionen durchbracht worden. Es waren da wieder viel Köpfe mit vielen Sinnen. Owens Vorschlag war mehr der eines Kaufmanns als der eines Philosophen. Er wollte, daß man eine joint stock compagnie gründe, daß man 3000 Menschen zusammenbrächte, die zusammenleben wollten, und 3 Millionen Dollars, um für die dazu nöthigen Ausgaben verwendet zu werden. Er ist ganz derselbe dort wie hier, ein Mann, der selber reich war und die Reichen und Mächtigen mit Glacé-Handschuhen für sein Eldorado zu Geldbeiträgen zu bestimmen sucht. Er hält die Sache von der friedlichen Geldseite für practisch. Er will, daß man dem Eigenthume das Recht abkaufe und so den Kommunismus durch Fleiß, List und Konkurrenz gründe. Man ließ sich in den Discussionen besonders heftig gegen die Sklaverei der Schwarzen aus, über welches Thema Owen jedoch sich nicht einließ, weil es nicht direkt die Frage berührte. Übrigens scheint der Weltkongreß nicht die gehegten Erwartungen gerechtfertigt zu haben. Es wurden zu viele Vorschläge gemacht, als daß einer hätte die gehörige Unterstützung haben können. Die Parthei der „nativ americans“ ging radikaler zu Werke als Owen, sie schlug vor das Land nicht zu kaufen, sondern durch Abstimmung der Mehrzahl der Bewohner frei zu machen und alle Ankäufe großer Ländereien für rechtslos zu erklären. — Von den hiesigen Owenisten hört man wenig mehr. Die Leute haben keine politische praktische Thätigkeit gesucht, sondern alle Thätigkeit auf bauschigte philosophisch-soziale Vorlesungen verwandt und auf die Colonisation von Harmonie-Hall. Vorleser fanden sich um so mehr, da man daraus einen Nahrungszweig machte, drum fehlte es auch an Partheimachungen nicht. Die ganze Propaganda ist nun zerfallen; es wird davon kaum mehr übrig bleiben, als dann und wann eine soziale Vorlesung in der hiesigen Halle, deren Schulden zu decken man noch immer Hoffnung hat. Hingegen ist die Sozial-Halle von Manchester, an welche die Sozialisten 7000 Pf. St. verbaut haben, vor einigen Wochen in die Hände der Gläubiger gefallen. Die Versteigerung von Harmonie-Hall ist auf einen späteren Termin aufgeschoben worden. Die religiösen Kommunisten hier in London und Irland haben das Fleischessen aufgegeben. Die in Irland gar den Gebrauch der Kopfbedeckung und der Schuhe. Gestern besuchte mich einer von diesen im weißleinenen Gewande und Holzschuhen; ein Anderer, ein hiesiger Krämer, der ihn begleitete, sagte mir, er selber habe seit 4 Jahren nicht allein dem Fleisch, sondern auch allen Getränken, außer dem reinen Wasser, entsagt, er nimmt weder Milch noch Butter oder Fett und Käse zu sich. Nur allein Brod, Kraut und Rüben aus dem Wasser gekocht. Profit Mahlzeit! Der Mann sieht zwar gut aus, allein dafür danke ich denn doch.

Nachschrift.

Eben lese ich in den Blättern von einem neuen Scharmützel mit der Bande Molly's. Sieben Mann waren in ein Haus gedrungen, um dort den Gesetzen der Verschwörer Respect zu verschaffen. Sie wurden darin von einer der zahlreichen Patrouillen umzingelt und aufgefordert, sich zu ergeben. Dies wurde verweigert und mit einer Salve bekräftigt. Drei Mann von den sieben schlugen sich durch, zwei blieben auf dem Platze und zwei wurden gefangen. In Folge eines zweiten Angriffs auf ein Haus, der in derselben Nacht statt fand, wurden drei Verdächtige arretirt. Einer von diesen ist der Sohn eines wohlhabenden Pachters, der für das theologische Fach erzogen worden war. Die Unruhen dehnen sich besonders über die Grafschaften Clare, Limerick, Westmeath und Tipperary aus. Man schreibt von daher, daß sämmtliche Magistratspersonen in einer Bittschrift an die Regierung die Aufhebung der Habeas-corpus-Acte als das einzige Mittel verlangen, den Unruhen Einhalt zu thun; daß es sich leider nur zu sehr bestätige, daß die ganze arbeitende Bevölkerung in eine Verschwörung gegen Leben und Eigenthum verwickelt sei. — Daneben berichten die Journale eine Menge Fälle von Fiebern und Vergiftungen, herbeigeführt durch den Genuß verfaulter Kartoffeln. O'Connel hat in einer seiner letzten Reden schon eine Pest für Irland in Aussicht gestellt. Die nächste Zukunft wird sonach für alle Klassen in Irland eine unerhört erschreckliche sein. Der diesjährige Mißwachs wird dann als die Ursache angesehen werden; aber was würde der so wenig zu bedeuten haben, wenn die Gesellschaft besser organisirt wäre, wenn alle Kräfte für Alle benutzt und keine für unnütze Einzelne vergeudet würden? —

Redacteur: **Dr. Otto Lüning** in **Rheda**.
Bielefeld. A. Helmich's Verlag. — Druck von **J. D. Küster**, Witwe.

